Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke.

VI

Zur Philosophie und Geschichte.

15. 14

Bayerische Staatsbibliothek München

Dreizehnter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

W 644 | 1397

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann Gottfried von Herder's

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Neu herausgegeben

durch

Johann von Müller.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Mit Freude und Zustimmung, mein Freund, ist Ihr Vorschlag zu einem Briefwechsel über die Fort- oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten von unsern sämmtlichen Freunden aufgenommen und bewillkommnet worden. „Ich bin ein Mensch," sagte D., „und nichts was die Menschheit betrifft, ist mir fremde." Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Theil des Flitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf, so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten die Phantasie schmückte. Unglücklich ist, wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug; glücklich und dreimal glücklich, wem nur die Wahrheit Schmuck ist, und der Quell einer theilnehmenden Empfindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt, wenn andre, bloß Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Daseyn größer und freier. —

Sein Daseyn größer und freier,- fiel L. ein: denn indem er sich über den schleichenden alltäglichen Gang der Dinge erhoben fühlet, athmet er ein reineres Element: er vergißt den niedrigen Kummer,

der ihm da und dort das Herz drückte, wenn er den Strom der Zeit stockend, und sich in einem stehenden Sumpf gesenkt glaubte. Der Strom der Zeit steht nie still; jetzt rieselt er sanft, jetzt rauscht er gewaltig; allenthalben aber wehet auf ihm Odem des Lebens. —

In die Gedanken- oder Handlungssphäre anderer größerer Menschen versetzt, sagte B., nehmen wir Theil an ihrem Geist: wir denken mit ihnen, auch wenn wir mit ihnen nicht wirken konnten, und freuen uns ihres Daseyns. Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur Eine. —

Und in diese wollen wir rein eintreten, meine Freunde, fügte A. hinzu, mit ungetheiltem Herzen, mit reinen Händen. Kein Parteigeist soll unser Auge benebeln; keine Schmeichelei unser Angesicht schänden. Unter uns ist, wie jener Apostel sagte, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind Eins und Eine. Indem wir an uns und nicht an die Welt schreiben, gehen wir aller eiteln Rücksichten müßig; warum sollten wir heucheln? Das lohnte der Mühe nicht, die Feder einzutunken; wir dürften sodann nur lesen. —

Lesen! sagte das ganze Chor, und ging in ein Detail über das, was jener hier, dieser dort gelesen hatte; alle waren darüber einig, daß es der Seele eine Arznei sey, wenn sie vom zertheilten, vielfachen Lesen in sich zurückgezogen werde, und wie durch ein Gelübde, oder vor einem heiligen Gericht,

über das was sie gehört, gelesen, gesehen hat, sich selbst redliche Rechenschaft gebe.

Diese Rechenschaft wollen wir uns einander geben, fügte ich hinzu; und so ward ein **Bund der Humanität** geschlossen, vielleicht wahrer, wenigstens unanmaßender und stiller, als je einer geschlossen ward. Fangen Sie nun an mein Freund; unsre Freunde sind, wie Sie wissen, hie und da zerstreuet; alle sind bereit, sie warten auf Ihren Anklang. *)

2.

Endlich ist mir die Lebensbeschreibung eines meiner Lieblinge in unserm Jahrhundert, **Benjamin Franklins**, von ihm selbst für seinen Sohn geschrieben, zu Händen gekommen; aber bedauern Sie's, nur in der französischen Uebersetzung, und nur ein kleines Stück derselben, die früheren Lebensjahre des Mannes, ehe er völlig in seine politische Laufbahn trat. **) Sollte die Politik der Engländer vermögend seyn, das Uebrige und Ganze in der Ursprache zu unterdrücken: so bedauern Sie mit mir den sinkenden Geist der Nation, und lassen indessen dieß Buch ja unter uns cirkuliren.

---

*) Die Namen der korrespondirenden Freunde sind unter die Briefe nicht gesetzt: denn was könnten uns Buchstaben bezeichnen, das die Briefe nicht selbst erklären?
Anmerk. d. Herausg.

) Sie sind jetzt auch deutsch übersetzt: **B. Franklin's Jugendjahre, übersetzt von Bürger. Berlin 1792.

Sie wissen, was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen gesunden Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine Sokratische Methode, vorzüglich aber den Sinn der Humanität in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze bezeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen, ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, an's Bedürfniß und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn lieset: „wußte ich das nicht auch? aber so klar sahe ich's nicht, und weit gefehlt, daß es bei mir schlichte Maxime des Lebens wurde.“ Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüth so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unsers Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk, das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennte, und zu seinem eignen Besten darnach handelte und lebte; wo wären wir sodann!

Franklin's Grundsätze gehen allenthalben darauf, gesunde Vernunft, Ueberlegung, Rechnung, allgemeine Billigkeit und wechselseitige Ordnung in's kleinste und größeste Geschäft der Menschen einzuführen, den Geist der Unduldsamkeit, Härte, Trägheit von ihnen zu verbannen, sie aufmerksam auf ihren Beruf, sie in einer milde fortgehenden, un=

angestrengten Art geschäftig, fleißig, vorsichtig und thätig zu machen, indem er zeigt, daß jede dieser Uebungen sich selbst belohnet, jede Vernachlässigung derselben im Großen und Kleinen sich selbst strafe. Er nimmt sich der Armen an, nicht anders aber als daß er ihnen Wege des Fleißes mit überwiegender Vernunft eröffnet. Mehrmals hat er es erwiesen, wie hell und bestimmt er in die Zukunft sah, wie entwirrt die verworrensten Geschäfte der Leidenschaft in einfachen Resultaten vor seinem Auge lagen. Einen solchen Mann von sich selbst sprechen, am Rande des Lebens ihn seinem Sohn erzählen zu hören, wer er sey? und wie er, was er ist, geworden? — wen das nicht reizend belehrte! —

Hören Sie nun den guten Alten, und Sie finden in seiner Lebensbeschreibung durchaus ein Gegenbild zu Rousseau's Konfessionen. Wie diesen die Phantasie fast immer irre führte, so verläßt jenen nie sein guter Verstand, sein unermüdlicher Fleiß, seine Gefälligkeit, seine erfindende Thätigkeit, ich möchte sagen, seine Vielverschlagenheit und ruhige Beherztheit. Begleiten Sie ihn in diesem Betracht aus der Bude des Lichtziehers in die Werkstätte des Messerschmiedes, in die Buchdruckerei, von Boston nach New York, nach Philadelphia, London u. s., und bemerken, wie er allenthalben zu Hause ist, sich zu finden weiß, Freunde gewinnt, überall in's größere Allgemeine blickt und in jedem Verhältniß einen fortstrebenden Geist zeiget. Die Gallerie seiner Bekannten und Mitgenossen, die er dabei aufstellt, wie dieser hier verdirbt, dort jener zu Grunde geht; und wie er dieß oft voraussiehet und zu sei=

nem Besten gebrauchet, ist äußerst lehrreich. Für junge Leute kenne ich fast kein neueres Buch, das ihnen so ganz eine Schule des Fleißes, der Klugheit und Sittsamkeit seyn könnte als dieses. Und wie ruhig ist's gedacht! wie angenehm scherzhaft erzählt der liebenswürdige Alte! Glücklich, wer auf sein Leben zurücksehen kann, wie Franklin, dessen Bestrebungen das Glück so herrlich gekrönt hat. Nicht der Erfinder der Theorie elektrischer Materie und der Harmonika ist mein Held (obwohl auch in diesen ruhmwürdigen Erfindungen ein und derselbe Geist wirkte), der zu allem Nützlichen und Wahren aufgelegte, und auf die bequemste Weise werkthätige Geist, er der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner sey unser Vorbild. Auch außer denen ihm freilich äußerst vortheilhaften Zeit- und Landesumständen mag er uns dieses seyn: denn Franklin's Geist fände sich überall zurecht, auch da wo wir leben.

Zu diesem Zweck werden Sie in seinem Leben besonders bemerken, wie er sich, trotz seiner Armuth und mechanischen Berufsart, selbst literarische Bildung gab, seinen Styl formte, und jedes Mittel, auch die Buchdruckerei, dazu anwandte; wie er in dieser die popularsten Wege, Zeitungen, Kalender, einzelne Blätter, die gemeinsten und beliebtesten Einkleidungen auffand, um Ideen unter das Volk zu bringen, und sich durch die Stimme der Nation zu belehren; wie endlich von frühen Jahren an er nicht sowohl gelehrte, als belehrende Gesellschaften liebte, deren Mitglieder sich mit einander übten. Auch dieserhalb wünschte ich jedem gutartigen Jüng-

linge diese Jugendjahre Franklin's in die Hände. Der Unbegüterte, der sich selbst nicht verläßt, wird finden, daß er von Gott durch dessen großes und vielfaches Organ, die Menschheit, nie verlassen werde; er wird auf das zurückgeführt, was der edle Jüngling Persius für den Zweck aller menschlichen Weisheit erkannte:

Quid sumus; et quidnam victuri gignimur; ordo
Quis datus; aut metae quam mollis flexus et unde;
Quis modus argento; quid fas optare; quid asper
Utile nummus habet; patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat; quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re,
Disce —

Nächstens sende ich Ihnen Franklin's Plan zu einer seiner früheren Gesellschaften; lassen Sie unsre Freunde daraus oder dabei bemerken, was für uns dienet: denn das Philadelphia, für welches diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen.

3.

Fragen

zu Errichtung einer Gesellschaft der Humanität von Benjamin Franklin.

„Haben Sie heut Morgen die Fragen durchgelesen, um zu erwägen, was Sie der Gesellschaft über eine derselben zu sagen haben möchten, nämlich

1. Ist Ihnen irgend etwas in dem Schriftsteller, welchen Sie zuletzt gelesen, aufgestoßen, das merkwürdig oder zur Mittheilung an die Ge=

sellschaft schicklich ist? besonders in der Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Reisebeschreibungen, mechanischen Künsten oder andern Theilen der Wissenschaften?

(Mich dünkt, die Frage ist für uns geschrieben. Wie einst die Pythagoräer, so sollte jeder Rechtschaffene am Abend sich selbst fragen, was er, vielleicht unter vielem Nichtswürdigen, heut wirklich Nützliches gelesen und bemerkt habe? Jeder gebildete Mensch wird sich auf diesem Wege in kurzem nach einem andern sehnen, dem er sein Merkwürdiges mittheile, und der ihm das Seinige mittheile: denn das einsame Lesen ermattet: man will sprechen, man will sich ausreden. Kommen nun verschiedene Menschen mit verschiednen Wissenschaften, Charakteren, Denkarten, Gesichtspunkten, Liebhabereien und Fähigkeiten zusammen: so erwecken, so vervielfachen sich unzählbare Menschengedanken. Jeder trägt aus seinem Schatze vom Wucher seines Tages etwas bei, und in jedem andern wird es vielleicht auf eine neue Art lebendig. Geselligkeit ist der Grund der Humanität, und eine Gesellung menschlicher Seelen, ein wechselseitiger Darleih erworbener Gedanken und Verstandeskräfte vermehrt die Masse menschlicher Erkenntnisse und Fertigkeiten unendlich. Nicht jeder kann alles lesen; die Frucht aber von dem, was der andre bemerkte, ist oft mehr werth als das Gelesene selbst.)

2. Haben Sie etwa neuerlich eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft angenehm seyn könnte?

(So gemein diese Frage scheinet, so ein frucht-

bares Samenkorn kann sie in der Hand verständiger Menschen werden. Aus Geschichte wird unsre Erfahrung; aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Theil unsrer praktischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht, versteht auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen zeigt sich, ob jemand zu hören gewußt habe. Franklin's beste Einkleidungen gingen aus solchen verständig angehörten lebendigen Thatsachen hervor; von ihnen empfingen sie ihre gefällige Gestalt, ihre leichte Wendung. In Zeiten, da man viel hörte, viel erzählte und wenig las, schrieb man am besten; so ist's noch in allen Materien, die aus lebendiger Ansicht menschlicher Dinge entspringen müssen und dahin wirken. Schrift und Rede ist bei uns oft zu weit von einander getrennt; daher sind Bücher oft Leichname oder Mumien, nicht lebendigbeseelte Körper. Griechen und Römer, auch unter Galliern und Britten die erlesensten Schriftsteller waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung athmet also auch in ihren Schriften. Ueberhaupt äußert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd, als schreibend. Wohl dem Menschen, der in lobwürdiger und angenehmer lebendiger Geschichte lebet!)

3. Hat irgend ein Bürger nach Ihrem Bewußtseyn neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen? und was war nach Ihrer erhaltenen Nachricht die Ursache davon?

4. Haben Sie neulich vernommen, daß irgend einem Bürger etwas besonders geglückt sey?

und durch welche Mittel? Haben Sie z. B. gehört, auf was Weise ein jetzt reicher Mann hier oder sonst irgendwo zu seinem Vermögen kam?

(Fragen, die in einem aufstrebenden jungen Handelsstaat von der nützlichsten Wirkung seyn konnten, und in keinem Staat unnütz seyn werden, in dem Industrie, Erfindung, Unternehmung noch nicht gar ausgetilgt sind. Ein auf den Mitbürger neidisches Auge schadet sich selbst am meisten; wo findet dieß aber mehrere Nahrung, als in despotischen Verfassungen, wo von Schmeichelei, Gunst, Betrug und Willkür so vieles abhängt? In Verfassungen von freier Konkurrenz der Verstandes- und Gemüthskräfte, so wie der Kunst und des Fleißes ist das Auge der Mitkämpfer und Mitwerber gewiß nicht träger, aber verständiger auf einander gerichtet. Man gewöhnet sich Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Verdienst und Trägheit natürlich anzusehen, forschet den Mitteln nach, wodurch jener sich hob, dieser sank; so lernt man von beiden. Schon der alte Hesiodus unterschied zwo Gattungen der Eifersucht, die böse und die gute; diese beschreibt er als nützlich, jene als niederträchtig und schädlich. Je mehr sich die Einrichtung menschlicher Dinge bessert, um so mehr muß auch der falschen Eifersucht Zaum und Zügel angelegt werden, indem nämlich die freie und edle Eifersucht emporkommt. Wer sollte sich nicht einen Zustand denken können, in welchem alle Handlungen und Vortheile der Menschen natürlich betrachtet, mithin auch also geschätzt und erworben wer-

den? Da tritt sodann das Gute und Böse gleich an's Licht; jeder darf frei darüber sprechen und daran lernen. Wie weit wir aber noch von diesem Ziele sind, mag nur der Markt der Wissenschaft zeigen. Wie selten urtheilt ein Beurtheiler fremder Werke nach der strengen Frage: „welche „Fehler hat mein Mitbürger begangen? und was „ist die Ursache davon? Hat dieser, redlich betrach„tet, seine Sache weiter gebracht? Wodurch ist's „ihm gelungen? und was stehet andern Mitbürgern „noch zurück?" Und doch ist die Frage die einzig billige, nützliche und gerechte; sonst urtheilen nur Sklaven oder Despoten. Von uns sey dieser Geist des kleinen Neides oder des übermüthigen Stolzes gleich fern, aber die edle Eifersucht auf alles Gute, Nützliche und Schöne, dessen die menschliche Natur fähig ist, sey unsre Göttinn!)

5. Ist Ihnen irgend ein Mitbürger bekannt, der neulich eine würdige Handlung gethan hat, welche Preis und Nachahmung verdienet? Oder der einen Fehler begangen, welcher uns zur Warnung und zu dessen Vermeidung dienlich seyn kann?

6. Welche unglückliche Wirkungen haben Sie neulich an der Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, an der Hitze oder irgend einem Laster oder Thorheit wahrgenommen? Welche glückliche Wirkungen hingegen haben Sie von der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigkeit, oder irgend einer andern Tugend erfahren?

(So fragt ein Lehrer der Humanität: so frage jeder Vater und Hausvater die Seinen. Wie weit

wären wir gelangt, wenn über alle Fehler und Tugenden der Menschen, in Beziehung auf ihre Folgen, nur so klar und unbewunden gesprochen werden könnte, als wir bei uns gedenken. Was die falsche Bescheidenheit oder gar eine demüthige Heuchelei hier verschweigt, das entdeckt und übertreibt dort eine kecke Lästerzunge desto ärger. So wird endlich der Sinn der Menschheit verrückt, und das moralische Auge geblendet. Alles scheint uns natürlich, nur die Natur des Menschen nicht, deren Weisheit und Thorheit mit ihren klaren Folgen, unanschaubare Dinge, unaussprechliche Räthsel bleiben sollen. Und doch welche Natur von außen und innen läge uns näher, als die Natur des Menschen?)

7. Sind Sie oder jemand Ihrer Bekannten neulich krank oder verwundet gewesen? Welche Mittel wurden gebraucht, und welches waren die Wirkungen?

(So hoch die Arzneikunst gestiegen ist: so hat jeder geschicktere Arzt anerkannt, daß sie zum Wohl des Menschengeschlechts noch viel höher steigen könne und steigen werde. Daher die fast schon unzählbaren Bemerkungen einzelner Aerzte; daher die Bemühungen großmüthiger Menschen, erprobte Mittel aus der Dunkelheit an's Licht zu ziehen; daher endlich die Bemühungen ganzer Gesellschaften, aus andern Welttheilen, wäre es auch von Wilden, dergleichen Heil- und Hülfsmittel zu gewinnen und in Europa zu verbreiten. Ist das Wort Humanität kein leerer Name, so muß sich die leidende Menschheit dessen am meisten zu erfreuen haben.)

8.

8. Fällt Ihnen etwas ein, wodurch die Versammlung dem Menschengeschlecht, ihrem Vaterlande, ihren Freunden oder sich selbst nützlich seyn könnte?
9. Ist irgend ein verdienter Ausländer seit der letzten Zusammenkunft in der Stadt angekommen? und was haben Sie von seinem Charakter oder Verdiensten vernommen oder selbst bemerkt? Glauben Sie, daß es im Vermögen der Gesellschaft stehe, ihm gefällig zu seyn, oder ihn, wie er es verdient, aufzumuntern?
10. Kennen Sie irgend einen jungen verdienten Anfänger, der sich neulich etablirt hat, und welchen die Gesellschaft auf irgend eine Weise aufzumuntern vermögend wäre?
11. Haben Sie einen Mangel in den Gesetzen Ihres Vaterlandes neulich bemerkt, um deßwillen es rathsam wäre, die gesetzgebende Macht um Verbesserung anzusprechen? Oder ist Ihnen ein wohlthätiges Gesetz bekannt, was noch mangelt?
12. Haben Sie neulich einen Eingriff in die rechtmäßigen Rechte des Volks bemerkt?
13. Hat irgend jemand neulich Ihren guten Namen angegriffen, und was kann die Gesellschaft thun, um ihn sicher zu stellen?
14. Ist irgend ein Mann, dessen Freundschaft Sie suchen, und welche die Gesellschaft oder ein Glied derselben Ihnen zu verschaffen vermögend ist?
15. Haben Sie neulich den Charakter eines Mitgliedes angreifen hören, und auf welche Weise

haben Sie ihn geschützt? Hat Sie irgend jemand beeinträchtiget, von welchem die Gesellschaft vermögend ist, Ihnen Genugthuung zu verschaffen?

16. Auf was Weise kann die Gesellschaft oder ein Mitglied derselben Ihnen in irgend einer Ihrer ehrsamen Absichten beförderlich seyn?

17. Haben Sie irgend ein wichtiges Geschäft unter der Hand, bei welchem Sie glauben, daß der Rath der Gesellschaft Ihnen dienlich seyn könnte?

18. Welche Gefälligkeiten sind Ihnen neulich von einem nicht anwesenden Mann erzeigt worden?

19. Ist irgend eine Schwierigkeit in Angelegenheiten vorhanden, welche sich auf Meinungen, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit beziehen und die Sie gern auseinander gesetzt haben möchten?

20. Finden Sie irgend etwas in den jetzigen Gebräuchen oder Verfahrungsarten der Gesellschaft fehlerhaft, welches verbessert werden könnte?

(Ohne alle Anmerkung sprechen diese Fragen zum Herzen wie zum Verstande. Manche geheime Gesellschaft, die zur Besserung der Menschheit wirken wollte, mag auch dahin gegangen seyn; diese kann vor den Augen der Welt allenthalben, als ein Bund der Edeln und Guten fortdauern: denn sie ist auf die Tugend selbst gegründet.)

Folgendes waren die Fragen, die jeder, der i

der Gesellschaft aufgenommen werden wollte, die Hand auf seine Brust gelegt, beantworten mußte:

1. Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eins der hiesigen Mitglieder?
2. Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht von welcher Handthierung oder Religion jemand sey, überhaupt lieben?
3. Glauben Sie, daß jemand an Körper, Namen oder Gut, bloß spekulativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen, gekränkt werden müsse?
4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen, und wollen sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen, und wenn Sie sie gefunden, auch andern mitzutheilen?

Die Hand auf's Herz, meine Brüder! Ja, Amen.

4.

Glauben Sie nicht, mein Freund, daß Sie der einzige Liebhaber Franklin's in unserer kleinen Zahl sind. Alle Brüder reichen Ihnen die Hand auf seine Fragen, und von F. werden Sie nächstens ein Kästchen von amerikanischem Holz empfangen, in dem Sie eine Sammlung kleiner und größerer Aufsätze Franklin's finden, unter welchen Ihnen wahrscheinlich manches neu seyn wird. Freund F. hat sie mit vieler Sorgfalt zusammengesucht, und

glaubt daran einen moralisch politischen Schatz zu haben. *)

Ist es nicht sonderbar, daß in alten und neuen Zeiten die höchste und fruchtbarste Weisheit immer aus dem Volk entsprungen, immer mit Naturkenntniß, wenigstens mit Liebe zur Natur und Ansicht der Dinge verbunden, immer von ruhiger Unbefangenheit des Geistes, von heiterm Scherz begleitet gewesen und am liebsten unter der Rose gewohnt hat? Doch warum nenne ich dieß sonderbar, da es Natur der Sache selbst ist. Nur wer die Menschen kennet, kann für sie sorgen; nur wer durch das Bedürfniß geweckt, durch Noth gereizt, in mancherlei Verhältnissen umhergetrieben, die süße Frucht der Mühe schmeckte, kann diese auf die bequemste Art andern zu kosten geben. Er hat sich die schwere Wahrheit leicht gemacht; so macht er sie auch andern angenehm und faßlich.

Daß Franklin's Leben ganz und im Original erscheinen werde, will ich nicht zweifeln. Dem bessern Theil der englischen Nation ist es bekannt genug, daß er kein Aufrührer gewesen, daß er zum Frieden und zur Aussöhnung die einsichtvollesten Vorschläge gethan habe, die, wie Weissagungen eines Propheten, die Zeit genugsam bestärkt hat. Aeußerst schwer ging er an den Gedanken, daß England und Amerika sich trennen sollten; er fand es diesem Lande selbst nicht vortheilhaft, und hielt auch das

---

*) Es wird davon eine niedliche Ausgabe im Deutscher veranstaltet werden: denn die meisten, alle sehr interessante Stücke, sind zerstreut oder gar nicht bekannt.

für gefährlich, daß es so bald zur Freiheit gelangte. Da nun die Zeit hierüber mit einer gebietenden Stimme bereits entschieden und England auf andre Weise schadlos gehalten hat, so glaube ich, daß nur wenige Augen sich schließen dürfen, und Franklin's Lebensgeschichte wird uns gegönnet seyn und bleiben. Lesen Sie in beikommendem Nekrolog*) die wenigen Fragmente seines politischen Lebens, und Sie werden den schönen Friedensstern, der in Franklin leuchtete, bis auf den Augenblick, da er in der westlichen Welt untergeht, segnen. Die letzte Rede, mit der er den Beitritt der widersinnigen Provinzen zur Konstitution bewirkte, so ganz in seinem Geist und Charakter, ist der scheidende Strahl dieses Sternes.

Aber ach, indem ich Ihnen den Nekrolog zusende, wie trübe sinkt mein Blick! Kein Stern mehr; ich wandle auf einem Kirchhofe und schaue traurig zur Erde nieder, insonderheit unter den deutschen Gebeinen. Die Pyramide hinten auf dem Umschlage dünkt mich Cestius Pyramide zu Rom, neben welcher der Ausländerprotestanten, meistens der Deutschen Körper ruhn, verscharret hier in der Fremde. Welch eine niederschlagende Erinnerung gibt uns das Leben der Meisten! **) Arm geboren, fleißig, redlich, eines Theils talent-, andern Theils verdienstreich, kamen sie nicht weiter, als daß sie

*) Nekrolog von Schlichtegroll, Gotha 1791.

**) Die in der Folge angeführten Namen sind alle aus dem ersten Jahrgange des Nekrologen. Mehrere waren damals noch nicht erschienen.

ihr Leben entweder mühsam durchlebten, oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben. London glänzt als ein Gestirn in diesem Todtenthale; aber lesen Sie, wie es auch ihm gegangen? wie schwer es ihm gemacht worden? und wie er zuletzt sein Grabmal von Trümmern einer unerstürmten Pforte sich selbst als ein castrum doloris aufgerichtet. Aus dem würtembergischen Hahn, diesem wahrhaftig Newton'schen Kopfe, aus Schäffer, Ferber, Reiz, Meier, und so manchen andern, was wäre in England geworden? (Was aus Herschel nicht geworden wäre, wenn er in der hannover'schen Hofkapelle diente!) Und wie ging's dem verdienten Crollius in Zweibrück, dem guten Meggenhofen in Bayern! Wie verschwand Crugot, dieser sanft- und hellleuchtende Stern, sobald unter Wolken! Auf welche Irrwege ward Basedow geführt, und wie traurig schreitet der arme Ephraim Kuh seine Laufbahn darnieder! — Diese liegen nun neben Joseph II., neben Elliot, Howard, Franklin, Kreitmayr hier begraben. Sie schlafen freilich neben einander allesammt in Frieden: aber der Name auf ihren Leichensteinen gibt mehr zu denken, als selbst in Gray's Elegie auf dem Landkirchhofe ausgedrückt seyn möchte. Dem Todten, meine Freunde, gebührt eine Thräne; so manchem deutschen Todten gebührt mehr als Ein Seufzer.

5.

Der Trübsinn, der Sie bei dem Nekrolog angewandelt hat, ist nicht ganz ohne Grund; lassen Sie uns diesen aber näher beleuchten. Sollte die Grabstätte selbst, die hier errichtet worden, daran nicht etwa mit Schuld seyn?

Der Name Todtenregister ist schon ein trauriger Name. Laß Todte ihre Todten begraben; wir wollen die Gestorbenen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen, und eben deßhalb ihr bleibendes Verdienst dankbar für die Nachwelt aufzeichnen. Hiemit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein Athanasium, in ein Mnemeion; sie sind nicht gestorben, unsere Wohlthäter und Freunde: denn ihre Seelen, ihre Verdienste um's Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.

Damit veränderte sich auch der Entwurf dieses Buches, und gewiß zu seinem Vortheil, wenn anders der Entwurf auszuführen wäre.

1. Nur deren Leben gehörte in diese Sammlung, die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben; und es wäre Hauptblick des Erzählers, wie sie dieß thaten? wie sie die wurden, die sie waren? womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten? wie weit sie's brachten und was sie andern zu thun nachließen? endlich wie sie ihr Geschäft, das Werk ihres Lebens, selbst ansahen? Eine treue Erzählung hievon, wo möglich aus dem Munde oder den Schriften der Entschlafe-

nen, oder von denen, die sie nahe gekannt und bemerkt haben, wäre wie eine Stimme aus dem Grabe, wie ein Testament des Verstorbenen über sein eigenstes Eigenthum, über seinen edelsten Nachlaß.

2. Hieraus folgte, daß bei Männern der Wissenschaft man sich nothwendig auf den Werth und die Wirkung ihrer Schriften, bei thätigen Geschäftsmännern auf den Beruf einlassen müßte, in welchem sie der Menschheit dienten. Bei Crugot z. B. sind seine Predigten vom Verfasser des Christen in der Einsamkeit nicht genannt, mit denen er doch, zumal im zweiten Theil, seinen Zeitgenossen so weit vorschritt. Crugot's wenige Schriften verdienen zu bleiben, so lange die deutsche Sprache bleibt; und es war mir ein angenehmer Umstand, hier zu finden, daß Carmer den Christen in der Einsamkeit zum Druck gefördert habe. Wie nun? sollte der helldenkende, liebenswürdige Mann, dessen Moral so ganz die reine Humanität Christi athmet, ohne hinterlassene, des Drucks würdige Schriften gestorben seyn? Und sollte Carmer, sollten die zwei Prinzen und die Prinzessin, die, wie die Biographie sagt, ihren verdienstvollen Lehrer in ihm ehrten und liebten, sollten die Freunde, die ihn näher kannten, dieß Geschenk für Welt und Nachwelt verloren seyn lassen? Ich hoffe nicht: denn nebst Sack und Spalding war Crugot nicht nur in jenen Gegenden, sondern für Deutschland überhaupt einer der ersten Verbreiter des guten Geschmacks und einer hellen Philosophie im Kreise

seines Berufes. Er muß nicht todt seyn, sondern er lebe!

3. Da schwerlich etwas Langweiligeres als ein unbestimmtes Leichenlob seyn kann, so sind eben die zartesten Saiten des menschlichen Herzens auch hier, wie mich dünkt, auf's leiseste zu berühren. Familien-, Freundes-, Privatsituationen, wenn sie nicht auf einem hellen Detail beruhen, ertragen in allgemeinen Ausdrücken selten ein langes Lob; man überschlägt's oder ermüdet. Ueberhaupt ist das, was der Lehrer der Menschen vom Innern der Moralität sprach, auch in Absicht auf die Darstellung derselben wahr: „was für's Auge des Allsehenden allein gehöret und vor ihm gethan ward, will nicht vor dem Auge der Menschen prangen, gesetzt, daß es auch der wahreste Freund des Verstorbnen vorzeigte." Anders ist's mit bestimmten Thatsachen; die sprechen durch sich selbst, sie ermahnen, lehren, trösten.

4. Eingänge zu Lebensbeschreibungen durch einen Allgemeinsatz sind höchst mißlich. Welcher Allgemeinsatz erschöpft ein menschliches Leben? welcher verführt nicht öfter als er zurechtweiset? In den lateinischen memoriis sind solche Gemeinplätze hergebracht; hier, wünscht man, wachse die Bemerkung an ihrer natürlichen Stelle im Fortgange der Erzählung hervor, oder sie versiegle zuletzt den Eindruck des Ganzen. Ueber manches dieser Leben hätte viel Starkes können gesagt werden, bald mit einem strengen Blick, bald mit einem herzdurchdringenden Seufzer.

5. Denn freilich, mein Freund, ist's wahr: Deutschland weinet um manche seiner Kinder; es ruft: sie sind nicht mehr, sie gingen gekränkt, beistand= und trostlos unter. Hier also auf dem Grabe des Verstorbnen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit, diese sanft und rührend, jene unparteiisch und strenge ihre Stimmen erheben und sprechen: „dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes." *) Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden: denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehen und zeugen.

Auf diese Weise geführt, was wäre lehrreicher und nützlicher, als ein solches Register der Todten? Es ist kein Bösewicht auf der Erde, den nicht, wenn sein schuldloser oder gar edler Gegner mit hingestreckten Armen daliegt, und die Todtenglocke über ihm ertönet, das, wodurch er ihm im Leben wehe that, jetzt im Herzen steche und nage. Die Schlangen der Rache, des Neides und Undanks entschlafen am Grabe des Todten und wenden sich gegen den leben=

---

*) Eine sehr bekannte deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Theil von Schubart's selbst geschriebenem Leben Auskunft gibt.

den Verbrecher. Hier also sitze, wie dort auf Ajax Grabe, Tugend und Menschenwürde, und wäge und richte.

Ich weiß wohl, wie schwer dieß alles auszuführen sey, zumal in Deutschland. Eben aber, daß Möser's patriotische Phantasie „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie" hier in einem weiteren Umfange erfüllet werden könnte, daß, wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen Provinzen sich zusammen fänden, und endlich doch in der Erde sich als Landsleute, als Brüder, als Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs erkennten; das allein schon sollte jeden Gutgesinnten aufmuntern, aus seiner Gegend, wie er weiß und kann, zur Vervollkommnung des Ganzen mit beizutragen.

6. Vor allen Dingen aber wünschte ich eigene Biographien erlesener merkwürdiger Menschen. Wie weit stehen wir Deutsche hierin andern Nationen, Franzosen, Engländern, Italienern nach! Wir lebten, dachten, müheten uns; aber wir konnten nicht schreiben. Die rauhe oder ermattete Hand, die das Schwert, den Scepter, das Handwerk- und Kunstwerkzeug, wohl auch die breite Kanzleifeder führte, verachtete meistens die Reißfeder mühsamer Selbstschilderung; mit der alten Chronikenzeit ging auch das häusliche und Familiengefühl, für die Seinen und mit ihnen fortzuleben, großentheils zu Grabe. Was also von merkwürdigen alten Selbstbeschreibungen gerettet, was von

neuen hie und da entdeckt werden kann, sollte gerettet und genützt werden, bis (ich weiß gewiß, daß die Zeit kommt) merkwürdige Geschäfte auch freiere Gesinnungen und diese den Geist einer edlen Publicität erwecken werden, bei dem alle Stände im Lichte wandeln. Praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur; utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

6.

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands? Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Ueberlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unläugbaren Fortschritten ein großes Voraus gegeben; der andere Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn, ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedere Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise schei=

nen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht: denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesammt als Mitarbeiter an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle Eine Sprache? Ein gemeinschaftliches Interesse? Eine Vernunft? Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselben: ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegen einander kann nicht anders als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdient also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unserer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie eben sowohl verderbt und gefesselt werden, als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Ueberlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Aeußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet; sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistesindustrie, der Geisteskultur, der gegenseitigen Mittheilung von Erfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangenen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mithin auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschließet sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten

Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unserer engbeschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus dem Einfallsden Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen, dieß Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzuträglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen: dieß ist ihr, für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlauds leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denn vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen Altar der Biedertreue wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d. i. in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift dawäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa's erscheinen, ohne

Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.

7.

Wir sind darüber einig, daß wenn Ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich seyn mögen.

Sie denken leicht, wie begierig ich auf seine nachgelassenen Schriften war*): hier, sagte ich, lebt und spricht noch sein Geist nach dem Ableben seines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Gespräche, ja Worte von ihm, die, so lange er König war, als Ehre gesucht, als Schätze umhergetragen wurden, sind jetzt ein gemeines Gut. Man kann sie unerschrocken prüfen, im Zusammenhange seines Lebens beherzigen: man darf ihnen widersprechen und sie mit seinen Thaten vergleichen.

Zuerst also griff ich nicht nach Werken, die er absichtlich für die Welt geschrieben hatte, sondern nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und interessantesten mit Voltaire. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des großen Königes in den

---

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788.

den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von 23 Jahren, der Erbe eines königlichen Thrones, sucht in weiter Entfernung den Mann auf, den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selbst sagt, „nicht „nur Schätze des Geistes, Stücke mit so viel Geschmack, Delikatesse und Kunst gearbeitet, daß ihre „Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu scheinen, „sondern auch jene Philosophie" findet, die unser königlicher Jüngling insonderheit werth hält. Er übersendet ihm seinen Wolf, erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen, und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und bescheiden. „Autoren," sagt er, „sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt; sie manifestiren Ideen, die andere sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, so bezaubern sie und rühren. Bald athmet eine Menge Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheuen, voll Eifer, nur für's allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig?"

So sahe Friedrich die Wissenschaften an, und dieß blieb sein Bekenntniß. Die Talente, die hiezu dienten, schätzte er an Voltaire, in seiner Jugend

fast über die Maße, in seinem höhern Alter mäßiger; doch blieb ihm stets die hohe Achtung für einige große Stücke seines Lehrers, die er von andern sehr unterschied, und ihm darüber offen seine Meinung sagte. Unter Waffen und im höchsten Alter hielt er die Wissenschaften nicht nur für sein schönstes Vergnügen, sondern auch dem Staate und der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; ohne sie, meinte er, würden und blieben Fürsten, Stände und Völker Barbaren; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet, und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt.

Blüht, ihr freundlichen Künste,*)
Blüht! die goldenen Fluthen
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln
Eures heiligen Hains.

Euch gebühret zu herrschen
Ueber schwächere Geister,
Und vor euren Altären
Alle Söhne des Irrthums
Feiernd opfern zu sehn.

In der Mitternacht hör' ich
Oft den himmlischen Wohllaut
Eures Wettgesangs, höre
Polyhymniens Saiten
Und Uraniens Lied.

Und zerfließe vor Wonne:
Denn ihr singet die Thaten

---

*) Ein von Götz übersetztes Gedicht Friedrich's.
Anmerk. d. Herausg.

Der unsterblichen Götter,
Unterrichtet die Weisen
Und Regenten der Welt.

Angenehme Gefühle
Und mein Genius reißen
Allgewaltig mich zu euch,
Ketten ewig an euren
Siegeswagen mich an.

Fast immer tönet diese Stimme um mein Ohr, wenn ich Friedrich's Schriften lese. Man wandelt in ihnen wie auf klassischem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Werth, die Schönheit der Wissenschaften ist in seine kleinsten und größesten Aufsätze verbreitet.

Insonderheit lebt sein Geist in einer gewissen Reihe erwählter größerer Seelen, die er, meistens aus dem Alterthum, sich zu Lieblingsnamen seiner Phantasie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, ausersehn hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geschäften der Regierung und in Beziehungen der Menschheit kommen sie ihm oft wieder, als alte Lehrer und Freunde; so wie es denn bekannt ist, daß er nur wenige Schriftsteller, diese aber immer von neuem las und in seine Gedanken prägte. Nach gewissen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr gnug thun; er fand eine Spitzfindigkeit oder einen mathematischen Kalkul in Schriften, wohin dieser nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er sich ungern trennen mochte. In Sachen des Vortrags sah er

Voltaire als die letzte Stütze des Geschmacks an, der unter Ludwig XIV. gewesen war, und unter Ludwig XV. und XVI. freilich nicht mehr seyn konnte. Dagegen sieht er seine eignen Aufsätze in Versen bloß als Reimereien zum Vergnügen, in Prose als Uebungen zu Entwicklung seiner Gedanken an, und spricht von ihnen ohn' alle Anmaßung. Diese Bescheidenheit ist, wie man offenbar sieht, kalte Ueberzeugung; er fühlt, was ihm fehle, und warum er nicht seyn könne, was z. B. Voltaire war. Er will's auch nicht seyn: denn er fühlt seinen größern Beruf, ob er gleich den andern, ein großer Schriftsteller zu seyn, als angenehmer erkennet und in Augenblicken des Enthusiasmus fast zu beneiden scheinet. Bald aber setzt sein Geist sich in's Gleichgewicht; „gesunder Verstand, meint er, ein edler Trieb zur Ehre, und unausgesetzte Thätigkeit sey seine Gabe, die wolle und müsse er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen."

Fast unglaublich ist's auch, wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämmtlichen korrespondirenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige, aber feste Maximen sind seine getreuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt. Einige derselben wollten ihm im siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen, und verbeißt die verachtende Bitterkeit, mit der er insonderheit die Regie-

rungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größern Theil des menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indessen von dieser zu langen und großen Ueberstrengung sich nie wieder erholt zu haben; sein Geist kehrte, nach Endigung des siebenjährigen Krieges, zu seinen früheren Vergnügen zwar zurück, war heiter, fest und wirksam; aber er blieb strenger und ernster. Mit Bewunderung habe ich (wenige Vorurtheile ausgenommen) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltsamkeit des großen Königes in seinen Urtheilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbstständige, große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngern Jahren hatte er einen Brief über die Humanität geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

„Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dieß bestimmte mich, über die Humanität zu schreiben. Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend, und soll insonderheit denen als Eigenthum zugehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sey groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elende ab-

zuhelfen, so viel er kann; er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Unterthanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sey es aus Mitleid mit ihnen, oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren; wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden."

„Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dieß empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was er irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder."

„Dieß sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Kursus der Moral nöthig, um sie zu lernen."

„Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an, und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhaben zu seyn, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind, so kommt dieß daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mucius Scävola gewesen, der vor'm Porsenna die Hand in's Feuer steckte, und dadurch die Wir-

kung des Feuers auf seine Hand wohl kennen lernte."

„Mit Einem Wort. Die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menschen unter einander, die Gleichheit ihres Looses und das unentbehrliche Bedürfniß, das einer vom andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu seines Gleichen hat; unsre Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht, und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet."

Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat, als er hier schreibt (und es war gewiß sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar also, als ob sie den großen König selbst hörten.

8.

Wenn König Friedrich's Lob auf die Humanität Ihnen gefällig gewesen, so lassen Sie sich einige kür-

zere Gedanken und Maximen vortragen, die ich in diesen angenehmen Briefen bezeichnet.

* * *

„Traurige Folge der menschlichen Hinfälligkeit! der Mensch ist nicht alle Tage sich selbst gleich. Oft zerstören sich ihre Entschlüsse eben so schnell, als sie sie faßten. Der Spanier sagt sehr vernünftig: „dieser Mann ist brav gewesen.“ Könnte man nicht eben so wohl sagen, daß große Männer es nicht immer, nicht allezeit sind?“

* * *

„Wenn ich etwas wünschte, so wäre es, gelehrte und gescheidte Leute um mich zu haben; ich glaube nicht, daß eine Sorge um sie sich nicht sehr belohnte. Zuerst ist es eine Achtung, die man ihrem Verdienst schuldig ist; sodann ein Bekenntniß des Bedürfnisses, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen. Ich komme kaum von Erstaunen zurück, wenn ich denke, daß eine kultivirte Naon, die, vom Genie unterstützt, im Besitz des guten Geschmacks ist, den Schatz nicht kennet, den sie in ihrem eignen Schooße trägt.

* * *

„Meine jetzige Muße läßt mir Zeit, mich zu beschäftigen, wie ich will. Sie soll mir also nützlich und eine weise Muße werden, indem ich Philosophie und Geschichte studire, und mich mit Poesie und Musik vergnüge. Ich lebe jetzt als Mensch, und ziehe dieß Leben der majestätischen Gravität und dem tyrannischen Zwange der Höfe unendlich vor. Ueberhaupt kann ich keine Lebensart, nach der Elle abgemessen, ausstehn; nur die Freiheit hat für mich Reize.

* * *

Wenn Personen von einem gewissen Range die Hälfte ihrer Laufbahn erreichen, so urtheilt man ihnen den Preis zu, den andre nur erhalten, wenn sie die ganze Laufbahn zurückgelegt haben. Woher dieses? Ent:

weder wir sind weniger fähig, das recht zu machen, was wir thun sollten; oder es sind niedriae Schmeichler, die unsre kleinsten Handlungen geltend machen und zum Himmel erheben. Der verstorbene König von Polen rechnete große Summen ziemlich leicht; alle Welt pries seine hohe Kenntniß der Mathematik, von der er doch kein Wort verstand. Mehrere Beispiele mag ich nicht anführen. In unsern Tagen hat es durchaus keinen großen Fürsten gegeben, der wirklich unterrichtet war, als Peter den Ersten.“ (Und auch bei diesem macht Friedrich in der Folge mit Recht große Ausnahmen.)

* * *

„Wie verschieden ist ein betrachtendes von einem handelnden Leben! Ein Mann, der sich nur mit Denken beschäftigt, kann gut denken und sich übel ausdrücken; ein handelnder Mann, wenn er sich auch mit aller ersinnlichen Grazie ausdrückte, darf nie schwach handeln; wie man z. B. dem Könige von England Jakob I. vorwarf, daß er nie etwas Schlechtes gesagt, nie etwas Lobwürdiges gethan habe. *) Es füget sich oft, daß die, die gegen Handlungen andrer am meisten declamiren, es schlechter als sie machen, wenn sie sich in den nämlichen Umständen befinden. Daß es ja mir nicht also gehe! Denn leichter ist's freilich zu tadeln, als zu thun; leichter Lehren zu geben, als sie auszuüben. Und dann lassen Menschen sich ja so leicht verführen, bald durch Anmaßung, bald durch den Glanz ihres Standes, oder durch Hinterlist der Bösen, daß ihr Gewissen bestrickt wird, auch wenn sie die reinsten und besten Absichten von der Welt hätten.

* * *

„Ich habe wenig Verdienst und Gelehrsamkeit; aber

---

*) Der König irrt sich hier; von Karl II. sagte Rochester, He never said a foolish thing and never did a wise one. M.

viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Achtung und Freundschaft für Personen von entschiedenem Werth. Dabei bin ich alle der Beständigkeit fähig, die die wahre Freundschaft fordert."

* * *

„Könige ohne Freundschaft und ohne Erkenntlichkeit scheinen mir dem Könige gleich zu seyn, den Jupiter den Fröschen gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur in so fern, als ich selbst durch sie gelitten habe, und kann, ohne Affektation fremder, mir unnatürlicher Gesinnungen, behaupten, daß ich jeder Größe entsagen würde, wenn sie die Freundschaft ausschlösse."

* * *

„Ich verachte die Jesuiten zu sehr, als daß ich ihre Schriften lesen sollte; ein schlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeiten des Geistes. Ueberdem leben wir nur so kurze Zeit, und unser Gedächtniß ist so schwindend, daß nur das Ausgesuchteste uns unterrichten sollte."

* * *

„Die deutschen Prinzen verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodische Kleidung, der Bücherstaub, der diesen etwa anhangt, und das wenige Verhältniß, das zwischen einem kenntnißreichen Kopf und dem leeren Hirn dieser Herren statt finden kann, macht, daß sie sich über ihr Aeußeres aufhalten, und den großen Mann ohne Hofkleid ganz und gar nicht gewahr werden. *) Der Höfling hält das Urtheil des Fürsten zu hoch, als daß er anders als er zu denken sich getrauen sollte; sie affektiren also auch, die zu verachten, die tausendmal mehr als sie selbst werth sind. O Zeiten! o Sitten! Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geschaffen fühle, in dem wir leben, mag dem Beispiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhör-

---

*) Diese und einige andere Bemerkungen Friedrich's haben sich gottlob seitdem hie und da verändert.

lich, daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmuth sey, und glaube, daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene."

* *
*

„Das lebhafteste Vergnügen, das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist, alter Vorurtheile los zu werden."

* *
*

„Die meisten Prinzen haben eine besondere Leidenschaft für die Stammbäume; eine Art Eigenliebe, die bis auf die entferntesten Vorfahren hinaufsteigt, ja die sie nicht nur für Vorfahren in gerader, sondern auch in jeder Seitenlinie interessiret. Ihnen sagen, daß unter ihren Ahnen schlechte, mithin verächtliche Menschen gewesen, hieße ihnen ein Schimpf, den sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Autor, der in das Heiligthum ihrer Geschichte verwegen dränge, und die Schande ihres Hauses unter die Leute brächte! Wenn diese Delikatesse sich bloß auf den guten Ruf ihrer Ahnen mütterlicher Seits erstreckte, so wäre es noch zu entschuldigen; aber verlangen, daß fünfzig, sechzig Vorfahren, alle nach der Reihe, die honnetsten Menschen von der Welt gewesen seyen; das heißt die Tugend in Eine Familie bannen, und dem menschlichen Geschlechte Unrecht thun. Eines Tages hatte ich die Unbedachtsamkeit, in Gegenwart jemandes zu behaupten, daß ein Herr von — so etwas gethan habe, das einem Kavalier nicht gezieme; unglücklicher Weise war dieser Herr von — zweites Geschwisterkind mit dem, in dessen Gegenwart ich dieß sagte. Er formalisirte sich sehr darüber, und als ich ihn um die Ursache fragte, mußte ich erst durch einen langen Stammbaum passiren, um meine Beleidigung zu erfahren. Da war nun kein andrer Rath, als dem Unwillen meines Beleidigten alle meine Vorfahren Preis zu geben, die etwa nicht verdient hätten, es zu seyn. Man tadelte

mich; ich rechtfertigte mich aber damit, daß jeder Mann von Ehre, jeder honnete Mann meines Stammes sey, und daß ich sonst keinen dafür erkennte."

* * *

„Gern würde ich unter einem gemäßigten Klima leben, gern als Privatmann die Freundschaft und Achtung würdiger Menschen verdienen, und dem entsagen, wornach die Meisten lüsten und streben; aber ich fühle zu sehr, daß wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig seyn würde. Euch reicht euer Verdienst zu, geachtet, beneidet, bewundert zu werden; ich habe Ahnen, Wappen, Titel, Einkünfte nöthig, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen. Ein großer Fürst fiel einmal in die Hände seiner Feinde; er sah seine Hofleute um sich her weinen, verzweifeln: „Ach," sagte er, „an euren Thränen merke ich, daß ich noch König bin!" Wenige Worte, aber voll großen Sinnes!"

* * *

„Brüssel und fast das ganze Deutschland ist seiner alten Barbarei noch nicht los; die Künste werden in ihm wenig geachtet, also auch wenig kultiviret. Der Adel dient unter den Truppen, oder mit sehr leichten Studien tritt er in Kollegia und spricht das Recht, daß es eine Lust ist. Edelleute mit Renten leben auf dem Lande, oder vielmehr in den Wäldern, wo sie denn auch so wild werden, als die Thiere, die sie jagen. Der Adel unsres Landes gleicht zwar im Ganzen dem andern deutschen Adel; doch hat er mehr Lust, sich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit, und wenn ich sagen darf, mehr Genie als der größere Theil der Nation, insonderheit der westphälische, fränkische, schwäbische, österreichische Adel. Dieß gibt Hoffnung, daß die Künste einst auch hier, aus der untern Klasse gezogen, gute Häuser und Paläste bewohnen werden. Berlin hat (wenn ich mich so ausdrücken darf) Funken aller Künste in sich, man sieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedürfte nur

eines glücklichen Hauchs, um das Leben den Wissenschaften wieder zu geben, die Athen und Rom einst berühmter machten, als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich, diese glücklichen Produktionen meines Vaterlandes zu sehen: sie sind Rosen, die unter Dornen und Disteln wachsen, Funken des Genies, die durch die Asche hervorblicken, mit denen sie unglücklicher Weise bedeckt sind. (Geschrieben im Jahr 1759.)

*
* *

„Eben hatte ich einen Brief angefangen über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erstgeburtsrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satyre gegen diese Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satyre aus dem Munde der Fürsten verbannt seyn müßte."

*
* *

„Gewöhnlicher Weise macht man sich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche eine abergläubige Idee; wenn man in den Koulissen ist, sieht man, daß die größten Zauberscenen durch die gemeinsten Triebfedern, durch Taugenichtse hervorgebracht werden, die, wenn sie sich öffentlich, wie sie sind, zeigten, nur den Unwillen des Publikums auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterlist, Doppelsinn, Treulosigkeit sind unglücklicher Weise der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und ihnen Exempel seyn sollten. In solchen Fällen ist's demüthigend, das menschliche Herz kennen zu lernen; tausendmal schon habe ich meine liebe Einsamkeit, meine Studien, meine Freunde, meine ehemalige Unabhängigkeit zurückwünschend bedauert." (1742.)

*
* *

„Meine Ode auf den Krieg enthält meine wahren Gedanken. Man unterscheide den Stand des Mannes von ihm selbst; man kann Krieg führen aus Gründen,

ein Staatsmann seyn aus Pflicht und ein Philosoph aus Neigung. Fast nie sind die Menschen an Plätzen, die sie sich selbst wählen würden; daher gibt's so viele schlechte Schuster, schlechte Priester, schlechte Minister und Fürsten." (1749.)

*
* *

„Hier ist eine Apologie der armen Könige, über die jedermann glossiret; und doch beneidet jeder ihr vorgegebenes Glück hundertmal. Die Versifikation ist unvollkommen; dieß Studium erfordert einen Menschen ganz; mich ziehen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen aus einander. Ich bin ein angeketteter Galeerensklave auf dem Schiff des Staats, oder ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen, noch einschlafen darf, ohne Furcht das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben. Die Musen fordern Stille und eine gänzliche Gleichheit der Seele; keine von beiden ist mein Theil. Es gibt auch gewisse privilegirte Seelen, die im Tumult der Höfe sowohl, als im Gefängniß der Bastille, oder auf dem Strohsack der Reise dichten können; die meinige st nicht von dieser Zahl. Es ist eine Ananas, die nur im Treibhause fortkommt. an frischer Luft aber verdirbt." (1749.)

— — Doch ich ermüde Sie mit Vorzeigung ausgerissener Blumen, die eigentlich nur auf der Stelle, da sie stehen, in der Situation, die sie hervorbrachte, den schönsten Reiz haben. Stünde mir die Versifikation eines Jakobi zu Gebot, und ich hätte Ihnen die eingestreueten Verse in der leichten Manier des Originals mitgeben können; freilich da wäre es anders!

9.

Sie wollen also, daß ich meine Blumenlese auch in den reiferen, schwereren Jahren des Königs fortsetze; Ihr Wille geschehe. Fast mit jedem Jahre wächst meine stille Bewunderung des großen Mannes, und in den Zeiten des siebenjährigen Krieges steigt sie fast zum hohen tragischen Mitleid. Eine Seele, die zum Genuß, zur schönsten Wirksamkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens geschaffen war, die in jugendlichen Jahren ihren ersten und zweiten Ausflug nach dem Kranz kriegerischer Ehre gleichsam nur in der Begeisterung des Augenblicks, gelockt oder aufgefordert von Staatsgründen, von sogenannten Rechten und der damaligen Lage Europa's, rasch und glücklich gethan hatte, muß jetzt diesen leicht erworbenen Kranz schwer und theuer erkaufen. Alle Mächte Europa's vereinigen sich, den schwach geglaubten, einzelnen Mann zu erdrücken, und seine unglaubliche Tapferkeit, sein unerschütterter Muth fordert, statt ihre Rache zu besänftigen, diese nur mehr auf. Er sieht die niedrigen Urheber und Werkzeuge seines fast schon unvermeidlichen Unglücks; mehr als Ein Ungewitter zieht er mit künstlich kühner Hand auf seine Feinde selbst hernieder; und doch sammeln sich die Wolken immer furchtbarer über ihn zusammen. In diesen Augenblicken der Gefahr, des Sieges, der größeren Gefahr und des fast unvermeidlichen Untergangs sind tief aus der Seele des Helden geschriebene Briefe Dinge, die wir bei keiner andern Nation, weder bei Alten noch Neueren finden. Aus Cato's, Cäsars, Brutus, Otho's

Seele haben wir nichts dergleichen; keiner von ihnen hat auch die Gefahren bestanden, aus denen Friedrich sich, vielleicht in Jahrtausenden unerreichbar, herauszog.*) Da wird's merkwürdig, was dieser starke, friedliche Mann jetzt über Menschen, über das Schicksal der Welt dachte.

Sogleich der erste vortreffliche Brief (9. Oktob. 1759), der sich mit den Worten endigt:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi.

und mehrmals übersetzt ist, enthüllet die Denkart des Königes. In andern sind fürchterliche Ausrufe mit gefaßter Stärke: „Ich kann meinen Feinden sagen, wie Demosthenes den Atheniensern: wohl dann! wenn Philippus todt ist, was wäre es, ihr Athenienser? Ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen. O Oesterreicher, euer Hochmuth, eure Sucht alles zu beherrschen, würden euch bald andere Feinde machen; der Freiheit Deutschlands und Europa's wird es nie an Vertheidigern fehlen!"

Indessen betrübt ihn der Tod seiner Schwester auf's zarteste, „für die er sein Leben unter diesen Unglücksfällen gern würde hingegeben haben."

Er wird geschlagen, und sagt, wie Franz: „Alles ging verloren, nur nicht die Ehre."

„Je älter man wird, je mehr überredet man sich, daß die heilige Majestät, der Zufall, drei Vier-

---

*) Man bedenke mit welchen Mitteln, gegen welche Feinde und eine wie lange Koalition er aushielt.
M.

Viertheile dieser elenden Welt regieret, und daß die, die sich die Weisesten zu seyn einbilden, die größten Narren der Gattung sind, die ohne Federn auf zwei Füßen gehet, zu der wir zu gehören die Ehre haben.

* *
*

„In den großen Bewegungen, denen ich entgegen gehe, habe ich nicht Zeit, zu wissen, ob jemand Pasquille gegen mich schreibt in Europa; das weiß ich, und dessen bin ich Zeuge, daß meine Feinde mich zu erdrücken alle Kräfte aufbieten. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnet."

* *
*

„Es scheint, man vergißt in diesem Kriege, was Wohlstand sey. Die policirtesten Nationen kriegen wie wilde Thiere. Ich schäme mich der Menschheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Lasset uns die Wahrheit gestehen: Philosophie und Künste verbreiten sich nur auf eine geringe Zahl Menschen. Die große Masse, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu sie die Natur gemacht hat, boshafte Thiere."

* *
*

„Ihr habt der Sorbonne ein Grab gemacht; baut auch dem Parlament ein Grabmal. Es radotirt so stark, daß es mit ihm bald aus seyn muß."

* *
*

„Ihr wünschet Frieden; wendet euch an die, die ihn der Welt geben können. Das sind aber Leute, die ihren Kopf voll hochmüthiger Projekte haben; sie wollen eigenmächtige Schiedsrichter der Regenten seyn, und das mögen Menschen, die wie ich denken, nicht leiden. Ich liebe den Frieden; aber keinen andern, als einen guten, standhaften, ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten wie ich gedacht, wenn sie auf dem verwünschten Punkt gestanden hätten, den ich in dieser Welt einnehme."

„Glaubt Ihr, daß es ein Vergnügen sey, dieß alberne Leben fortzuführen? Menschen, die man nicht kennt, um sich sterben sehen und sie dem Tode selbst zu

überliefern, Tag für Tag seine Bekannte und Freunde zu verlieren, seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs unaufhörlich ausgesetzt zu sehen, das ganze Jahr durch in Unruhe und scheuer Erwartung zuzubringen, ohne End' und Maß sein Leben und Glück auf's Spiel zu setzen?"

"Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu seyn, wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsre Pflicht thun, unserm Vaterlande selbst mit unserm Blut treu dienen, ihm unsre Ruhe, ja unser ganzes Daseyn aufopfern."

* * *

"Trotz aller Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das bösartigste Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit werden bis an's Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wird's Kriege, Processe, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Bankeroute geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. Für Unglücksfälle ist die Aegide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten Epikur's sind für das Glück."

* * *

"Ich stehe auf dem Punkt, mich mit den Russen zu setzen; es bleiben mir also nur die Königinn von Ungarn, die Mandarinen des heil. Reichs und die lappländischen Räuber für's künftige Jahr übrig. Mein Herz hat mich diesen Gang thun heißen, ein Gefühl der Menschlichkeit, das gern die Ströme Bluts versiegen machen möchte, die beinahe unsre ganze Sphäre überschwemmen, das gern den Mördereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menschen gegen einander ausüben, und durch die unglückliche Gewohnheit, sich im Blute zu

baden, Tag für Tag wilder werden. Dauert dieser Krieg fort, so muß Europa in die Finsterniß der Unwissenheit zurückfallen, und unsre Zeitgenossen werden wilde Thiere. Es ist Zeit, diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Alle dieß Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Oesterreichs und Frankreichs. Laß sie ihren ungeheuern Projekten Grenze setzen; laß, wenn die Vernunft sie nicht weise machen kann, sie durch die Erschöpfung ihrer Finanzen, durch den übeln Zustand ihrer Sachen weise werden! Erröthen mögen sie, wenn sie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterstützt hat, den ersten auch Mäßigung gnug verlieh, um von ihrem Glück keinen Mißbrauch zu machen, und diesen den Frieden anzutragen. Das ist alles, was ein armer, ermatteter, gereizter, gekratzter, gebissener, hinkender, geknickter Löwe euch sagen kann." (1759.)

* *
*

„Schwert und Tod haben unter uns abscheulich gewüthet, und was das Traurigste ist, wir sind noch nicht am Ende der Tragödie. Ihr könnt leicht denken, was so grausame Stöße auf mich für Wirkung gehabt haben; ich hülle mich in meinen Stoicismus, so gut ich es kann. Fleisch und Blut empören sich oft gegen die tyrannische Herrschaft der Vernunft; sie müssen aber nachgeben. Wenn ihr mich sehen solltet, würdet ihr mich kaum wieder erkennen: ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln; ich verliere Zähne und Lustigkeit. Wenn das fortwährt, wird an mir nichts überbleiben, als die Tollheit, Verse zu machen, und eine unverletzbare Anhänglichkeit an meine Pflichten, und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwer, voll Dornen und Disteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menschheit kränken kann, und mir oft die schönen Verse wiederholet:"

Beglückt, wer in der Weisen Tempel u. s.

* *
*

„Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut, gegen den Irrthum zu streiten, glaubt aber nicht, daß die Welt sich je ändern werde. Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertheile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unsres Geschlechtes ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen sagen, aufgeprägt worden. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; wenige wissen es zu bändigen, die meisten lassen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Gesetze sie nicht zurückhält."

„Vielleicht findet ihr mich zu menschenfeindlich. Ich bin krank, ich leide, und habe mit einem Halbdutzend *** und *** zu thun, die einen Sokrates und Antonin selbst außer Fassung bringen möchten. Ihr seyd glücklich, dem Rath des Candide zu folgen und euren Garten zu bauen; nicht jedermann in der Welt kann es so gut haben. Der Ochs muß den Pflug ziehen, wie die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen, und ich Krieg führen."

* *
*

„Je mehr ich dieß Handwerk treibe, desto mehr überrede ich mich, daß das Glück die größeste Rolle dabei spiele. Ich glaube nicht, daß ich es lange treiben werde; meine Gesundheit nimmt zusehends ab, und es kann leicht seyn, daß ich bald in das Land wandre, wo Gram und Schmerz, wo unsre Vergnügen und Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo man sich in dem Zustande findet, in dem man vor der Geburt war. Vielleicht belustigt ihr euch bald mit meiner Grabschrift, und gebt Rechenschaft von mir, wie Baboue dem Engel Ithuriel von Paris gab — —"

Gnug. Muß man nicht unwillig werden, wenn man sieht, wie ein blühender Baum, eine so große, schöne Seele, nicht vom Sturme des Schicksals, sondern von giftigen Winden und Stürmen einer herrschsüchtigen Politik weniger schlechter Menschen so gebeugt und zerknickt wird? Die feste Eiche dauerte aus; der schöne Palmbaum erhob sich; seine fröhliche, jugendliche Gestalt kam ihm aber nie ganz wieder. Friedrich that seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen Ganzen es erforderlich und nöthig hielt; aber hart zu seyn hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernt. Er sahe die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, der Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müssen. Wie anders, als daß er fortan ernst und strenge an die Zukunft dachte? und der von ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutz ließ, was er ihr lassen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld. Man verzeihe ihm, wenn er für diese Dinge auch auf harten Wegen sorgte. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu; und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an sich selbst fühlbare, fröhliche Charakter Friedrich's gewiß würde angebauet haben, dabei verloren. Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größeren Feind als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten großen Staatensysteme, nebst allem, was dazu gehöret? *)

*) Die Folge des Briefwechsels enthält eine Fortsetzung dieses Auszuges.

10.

Gespräch

nach dem Tode des Kaisers Joseph II.

A. Ein sonderbares Ding ist der Tod eines Monarchen. Wir sahen ihn bei Joseph vorher, wir wußten, daß der Kranke sich ihm nahte; und jetzt, da über ihm die Todtenglocken tönen, welch eine andere Empfindung! Ohne ihn gekannt und von ihm eine Wohlthat genossen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfsgott angebetet, und von ihm das Größeste, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemühet, mehr angestrebet, rastloser gewirket als er? Und welch ein Schicksal, vor'm Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müssen und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart gegangen wäre.

B. Das war das Schicksal des Monarchen; setzen Sie noch das Verhängniß hinzu, das ihn als Menschen traf. Das Einzige, was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebt, der letzte Gegenstand seiner Familienhoffnung wird ihm genommen; und

damit der Schmerz so empfindlicher sey, eben nach dem Aufblick der Freude, unerwartet genommen! Sein Liebling muß so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, daß seine Leiche die ihrige aus dem Kaiserhause gleichsam wegdrängt, und sein Leben sich nur so lange zu fristen scheint, damit vor seinen Augen noch dessen letzte Freude zerknickt werde! — „Begrabet sie," sprach er, „damit für meine Leiche Platz werde!" Ein einziges Schicksal!

A. Der Unglückliche konnte zuletzt nicht sagen: „ich kam, ich sah, ich siegte!" kaum: „ich kam, ich sah, ich wollte!"

B. Beruhigen Sie sich. Auch darin schon liegt viel, wie er sagen zu können: ich sah und wollte!

Er hat viel, sehr viel, und weniges müßig gesehen. Allenthalben, wo es in andern Ländern besser war, oder ihm besser zu seyn schien, sammelte er mit rastloser Thätigkeit Gedanken, Entwürfe in seine Seele —

A. Die der Tod ihm jetzt alle raubet! — Ja, ja! er hat vieles, fast zu vieles gesehen. Nicht nur die Länder Europa's, die er bereisete; nicht nur das Innere seiner Länder, die er als Erbe und Mitregent früh und lange genug, bis zum kleinsten Detail kennen lernte; nicht dieß nur! Er sah eben damit auch Gruben des Schlammes, die ihn erbitterten, Pfützen und Moräste von Untreue, Schwelgerei, Ueppigkeit, Trägheit, Unordnung, die er mit Gewalt ausfüllen und zum gesunden Garten machen wollte, und in deren Abgrunde er erliegt. Der Unrath schlägt über ihm zusammen, und vielleicht kommt die ganze alte Verfassung wieder.

B. Das wollen wir nicht glauben. Er bekommt einen Nachfolger, der ein geprüfter Haushälter, ein versuchter Regent ist, von dem Joseph selbst zum Theil gelernt und geborgt hatte —

A. Und doch wollte er, fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter Billiges, Nützliches, Gutes! Oft war, was er wollte, nur erste Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte; an etwas Außerordentliches und Ueberfeines war während seiner Regierung lange noch nicht zu denken. Dennoch erregt er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen, denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit; er stirbt beim Ausbruch eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche —

B. Wollen wir nicht, mein Freund, diesen Ort verlassen, wo die Todtenglocken uns übertäuben? Was hilft über einen Unglücksfall das bloße Staunen? Wir wollen freie Luft suchen und uns darüber frei unterreden.

(Wir gingen auf eine angenehme Höhe, auf der die zahlreichen Dörfer der ringsum liegenden Ebene ein angenehmer Anblick waren. Die Todtenglocken, die von den Landkirchthürmen in der Entfernung tönten, machten eine sanftere Harmonie, und unser Gespräch knüpfte sich bald von neuem an.)

B. Woher glauben Sie denn, daß das ungewöhnliche Schicksal Josephs gekommen sey? Alle Dinge in der Welt haben ihre Ursache.

A. Wie mich dünkt, stand er dem großen Friedrich zu nahe; und es war Natur der Sache —

B. Wie so zu nahe? Friedrich hat ihm doch nicht geschadet. Er hat ihm zu einem größern Schlesien, den Königreichen Galizien und Ludomyrien geholfen; aus dem bayerischen Successionskriege gegen Friedrich kam Joseph auch mit fast unerwarteter Ehre. Ueberdem hat Friedrich von ihm meistens sehr günstig geurtheilt, und der alte König glaubte wohl nicht, daß Joseph ihm so bald nachfolgen würde.

A. So meine ich's nicht. Denken Sie sich die Lebensgeschichte des Kaisers. Mit ihm als einem Säuglinge mußte seine Mutter nach Ungarn flüchten und ihn als einen Gegenstand des Mitleidens den Ständen zeigen; vor wem flüchtete sie? gegen wen erbat sie sich Mitleid und Beistand? Was war also natürlicher, als daß der Name Friedrich's dem Kinde und Jünglinge oft genannt werden mußte: denn eben auch die Jahre, in denen der Geist des Menschen aufwacht, fielen bei Joseph in die Zeit des siebenjährigen Krieges —

B. Dem er dazu nicht beiwohnen durfte!

A. Nothwendig ward Friedrich ihm als Nachbar, als Feind seines Hauses, noch mehr aber als der König und Kriegsmann, für den er damals mit einem ganz einzelnen Glück und Ruhm galt —

B. Und immer gelten wird! —

A. Ein Gegenstand der dringendsten Nacheiferung.

B. Und worin eiferte er ihm zuerst nach?

A. In allem. Er wollte selbst regieren, wie Friedrich.

B. Das Selbstregieren ist ein erhabener Gedanke; wäre es aber vom Alleinbefehlen nicht

sehr unterschieden? Friedrich theilte die Geschäfte, die auszuführen waren, mit großem Bedacht nicht nur ein, sondern auch aus. Er verrichtete, was für ihn gehörte, mit Leichtigkeit, und überließ andern, was sie thun sollten.

A. Das that Joseph auch. Haben Sie das Reglement nicht gelesen, das er bei seiner zweiten Reise nach Italien den Chefs aller seiner Departements nachließ? Er wollte nur befohlen haben, und sie sollten ausführen; sie sollten seine Befehle selbst nach Ort und Stelle modificiren.

B. Das ist mehr, als ein Gesetzgeber sonst zu gestatten pflegt. Aber auf die Geschäfte und die Geschäftigkeit des Monarchen selbst wieder zu kommen, Friedrich sah nicht nur, sondern er übersah auch vieles, sobald er nur seinen Hauptzweck erreichte.

A. Ob dieses ein uneingeschränktes Lob wäre?

B. Dafür gäbe ich es auch nicht; gnug, als ein einzelner Mensch erreichte er damit seinen Endzweck. Er blickte in das Detail der Dinge nicht zu tief, damit er sich nicht verwirrte.

A. Die Ersparung würde Joseph mit der Zeit auch gelernt haben.

B. Friedrich fing nicht zu viel, nicht alles auf einmal an.

A. Joseph that's, weil für ihn so viel, ja alles zu thun war. Vielleicht ahnete er, daß er nicht lange leben würde; zudem verwickelte ihn eins in's andere; er glaubte, nichts könne ganz geschehen, wenn nicht alles begonnen würde. Hatte er darin so ganz Unrecht?

B. Nicht Unrecht; aber es ging über Menschenkräfte. Ueberdem zerstreuete Friedrich sich nicht; er reisete nicht —

A. Dem Kaiser waren diese Zerstreuungen Belehrung; sie waren ihm das einzige Vergnügen, seiner Gesundheit selbst unentbehrlich.

B. Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen außerordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaft hätte werden können, so begnügte er sich dennoch an Einer Gesellschaft weniger erlesenen Freunde, und wählte sich eine andere noch einsamere Ergetzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja, die ihm bald so unentbehrlich ward, als den Morgenländern das Opium —

A. Sie meinen die Lektüre?

B. Die Lektüre und Schriftstellerei; das Lesen und Schreiben; beide sind von einander auch vielleicht unzertrennlich. Durch's Schreiben lernt man lesen und hören; durch's Hören lernt man schreiben, und wird dazu getrieben, begeistert.

A. Ob das aber einen Regenten nicht zu sehr zerstreuen möchte? Kaiser und Autor!

B. Autor muß ein Kaiser und jeder Regent unausbleiblich werden, indem er Gesetze, Verordnungen bekannt macht. Soll er also nur vor fremde Werke seinen Namen schreiben, so schreibet er sie meistens nur vor Werke, deren er sich selbst schämet.

A. Das war Josephs Fall nicht. Er schrieb selbst Gesetze.

B. Und großentheils vortreffliche. Glauben Sie aber, daß das ewige Gesetzschreiben einem Regenten gnug ist, zur geistigen Erheiterung, zur Verjüngung seiner Seele? Friedrich las und schrieb bloß und allein zu Bildung seines Geistes, zur Erfrischung und Ordnung seiner Gedanken: dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er stärkte sich damit in jener hohen Einfalt fester Grundsätze und der Erfüllung seiner Pflichten; er ward selbst ein Alter —

A. Welches alles freilich dem immer thätigen Joseph entgehen mußte! —

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er geboren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eignen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in unserer Zeit zu leben; daher auch sein Zeitalter unklassisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm, aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall seyn.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald er nur die Freiheit zu denken nachließ, und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich; und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward, und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte —

A. Ueberspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil alles für ihn bereit stand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können für sich und für andere! Bei dem unendlich vielen, was er sah, übersah er dieses.

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indeß hat er doch genutzet.

B. Ich glaube es. Und wie viel andern hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre! Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maß seiner selbst, eine Sammlung seiner Ge-

danken, ein geistiges Organ, die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheinet.

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den österreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten stehet; endlich beschieden wir uns auf den morgenden Tag zu dieser Stunde wieder auf diesen angenehmen Hügel. Und wir setzten das Gespräch fort:)

* * *

B. Mich dünkt, aus unserm gestrigen Gespräch erhellete, daß Joseph dem alten Könige nicht in allem, nicht im Vornehmsten nachgeeifert habe; wissen Sie etwas anderes, worin dieser ihm schädlich gewesen?

A. In dem Kriegs-, in dem Eroberungsgeist, den er ihm wider Willen einflößte.

B. Friedrich ihm? So viel ich weiß, war seit dem siebenjährigen Kriege dem großen Könige die Lust zu kriegen ganz vergangen; er suchte und predigte Frieden. Zur Theilung Polens that nicht er den Vorschlag; und als er ihn annahm, begnügte er sich mit dem kleinsten Theil des Erwerbes. Seinetwegen hätte Joseph immer in Ruhe regieren und seine Staaten ordnen können; ja als er nach Bayern griff, setzte eben Friedrich sich seinem Ländererwerb bloß in der Absicht entgegen, daß künftig ein

so böser Zunder zu Kriegen, der *Ländererwerb*, in Deutschland nicht mehr statt haben sollte. Mich dünkt, dieser Habgeist durfte Joseph nicht eben anderswo herkommen; leider war er ja die ererbte Politik des Habsburgischen Hauses. Joseph dachte, wie bekannt ist, an die Länder, die Oestreich hatte aufopfern müssen, und vergaß, wie es zu manchen Ländern gekommen sey. Offenbar war auch, wenigstens im damaligen Moment, der Zeitgeist für dergleichen Erwerbe nicht gestimmt. Mit seinen Ansprüchen auf Bayern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europa's; mit Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs, vielleicht mehr, als er's verdiente. Mit dem traurigen Türkenkriege endlich —

A. Denken Sie nicht an diesen Krieg. Feldherren, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben opferte der zu freigebige Bundesgenosse einem Feldzuge auf, der ihm vielleicht hätte fremde seyn mögen —

B. Und fremde seyn müssen, da die innere Einrichtung seines Reichs, sein männlich großes Werk alle seine Kräfte forderte. Jetzt, indem er die Krimm durchwanderte, wohin nie ein römischer Kaiser gekommen war, und nie einer zu einem solchen Zwecke hätte kommen mögen, fingen die Niederlande an zu glühen.

A. Und im unglücklichen Türkenkriege loderten fast alle Provinzen in helle Flammen auf. Verwünscht seyen überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem civilisirten Europa wenigstens sollten sie durch einen *allgemeinen Fürstenbund* alle ver-

bannt seyn. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen siebenjährigen Krieg schwer genug vertheidiget hat, möge die Reihe der Eroberer, als beinahe unübertrefflich, schließen!

B. So werden auch in Friedenszeiten die deßhalb gemachten drückenden Anstalten aufhören. Glauben Sie, meine Freunde, keine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staat schwerlich gedeihen, so lange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt, und die erste Staatslivrei träget. Wir sind sodann und bleiben, was wir bereits zu Tacitus Zeit waren, „auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren."

A. Das Lob des Kriegshelden gebe ich gern auf, und beklage vielmehr, daß Joseph diesen Dienst auch persönlich sich so sauer werden ließ, als selten ein gemeiner Soldat thun würde.

B. Friedrich war nie Soldat; er war Feldherr.

A. So wollen wir denn lieber von Josephs Feldzügen gegen den Aberglauben, gegen die Intoleranz und Pfäfferei reden. Hier ist doch sein Verdienst unstreitig.

B. Unstreitig; ich hoffe auch unsterblich.

A. Es ward ihm auch sauer genug. Die Hyder gewann immer neue Köpfe. Und doch war im Meisten seine Absicht eben so unverkennbar, als gerecht, nützlich, unentbehrlich. Was war z. B. rechtmäßiger, als daß er die Geistlichkeit seines Landes fremder Gerichtsbarkeit, die Sünden seines Landes fremder Dispensation entnahm?

B. Oder billiger als die Freiheit, die er der Büchercensur gab?

A. Oder pflichtmäßiger, als daß er die Klöster verminderte und den Unterricht des Volks vermehrte?

B. Oder rühmlicher, als daß er alle Religionsparteien vor Bedrückungen schützte? Aber, mein Freund, wer hätte ihm bei diesem allem die Hände binden können?

A. Sie kennen die Hyder nicht!

B. Wenn der Kaiser es unverrückt gewollt, wenn er bei jedem Schritt, den er thun wollte, die Folgen überdacht, die Auskunft gegen sie zum voraus bestimmt, so viel möglich alle Aergernisse vermieden, sodann aber auch ruhig den Bann oder das Interdikt erwartet hätte.

A. Dazu wäre es wohl nie gekommen; die innern Verdrießlichkeiten und Unordnungen aber waren desto größer.

B. Lassen Sie es uns gestehen: an denen der Kaiser zum Theil selbst Schuld war. Durch Nachgeben, durch Aergernisse, durch unvorhergesehene Folgen u. f. Ueberhaupt scheinet es, daß er bei der Religionsveränderung auf keinen festen Grund gebaut habe; alles blieb schwankend, und die harte Behandlung der Deisten in Böhmen —

A. Diese war eine Uebereilung!

B. Nein! es war eine Folge des Unwillens, daß sich diese Leute von ihm selbst nicht bekehren lassen wollten. Ein anderer Regent hätte sich gefreuet, ein Völkchen solcher Art zu finden; und wenn er's mit seinem Schutze beehrt hätte, würde er hier und da vielleicht nicht unverwerfliche Funken erweckt haben. Jetzt ward der Name, den jeder hochschätzen muß, er sey Christ, Jude, Türk, Heide,

der Name Deist vom toleranten Joseph gemißhandelt; das thut mir weh, für ihn selbst und zum Besten der Menschheit.

(Hier verbreitete sich das Gespräch abermals auf mehrere Anstalten des Kaisers, auf die Beschaffenheit und die Vertheidiger seines Kirchenrechts u. f.; am folgenden Tage endlich kamen wir zu den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Regierung.)

A. Daß Joseph sich des unterdrückten Landmanns annahm, wird also wohl sein größester Ruhm bleiben.

B. Sein größester und wahrlich ein humaner Ruhm. Golden sind die Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert: „Ist es nicht Unsinn, zu „glauben," sagt er, „daß die Obrigkeiten das Land „besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß „sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die „letztern abgetreten haben? Müßten sie nicht auf „der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Eben so absurd „wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das „Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; „Millionen Menschen seyen für ihn, und nicht er „für sie gemacht, um ihnen zu dienen."

A. Aehnliche Stellen sind in allen seinen Befehlen. Er kannte den Quell des Verderbens, und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berühret.

B. Daß Joseph dieß that, bleibt sein ewiger Ruhm, wenn er gleich nicht allenthalben durchdrang. Seine Verordnungen gegen die Leibeigenschaft, über Majorate, Steuern u. f. enthalten so viel Merk-

würdiges, daß eine spätere Zeit gewiß besser und sicherer verfolgen wird, was er hier und da übereilt angab. Vielleicht trauete er gelesenen Theorien zu sehr, that große Schritte, und lebte nicht lange gnug, seine Schritte zu behaupten.

A. Welchen Widerstand hat er auch hierin erfahren!

B. Einen größeren, als ihm selbst die Pfaffen in ihrem Kreise entgegensetzen konnten. Der Widerstand wird immer wieder kommen, sobald ein Regent sich des Landmannes annimmt, zumal in denen von slavischen Nationen bewohnten Ländern. Hier gilt's aber, was Kaiser Sigmund sagte: „wer über ein Ding nicht springen kann, muß darunter wegkriechen.“

A. Das dünkte Joseph nicht der königliche Weg.

B. Darum ist er auch dem Sprunge erlegen. Alles, mein Freund, läßt sich in der Welt nicht auf einmal, nicht mit Gewalt ausführen, dazu ohne Gehülfen, ohne Werkzeuge, woran es dem Kaiser so sehr fehlte.

A. Das wundert mich indeß, daß er auch das Volk nicht mehr gewann, gegen welches er doch so populär war. Er suchte das Beste desselben so entschieden! —

B. Stieß aber dabei auch das Volk in manchem so vor die Stirn, beleidigte unschuldige, ja angenehme Vorurtheile desselben so sehr, daß der arme Haufe von Pfaffen und anderen sich gegen seinen eignen Wohlthäter selbst in's Netz jagen ließ.

A. Welche unschuldige Vorurtheile des Volks hat er beleidigt?

B. Aus vielen führe ich nur wenige an; zuerst das Vorurtheil der Sprache. Hat wohl ein Volk, zumal ein unkultivirtes Volk, etwas Lieberes, als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnet sein ganzer Gedankenreichthum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele. Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen, heißt ihm sein einziges, unsterbliches Eigenthum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.

A. Und doch kannte Joseph mehrere dieser Völker persönlich und sehr genau.

B. Um so mehr ist's zu verwundern, daß er den Eingriff nicht wahrnahm, den er sich damit in ihre beliebtesten Rechte erlaubte. „Wer mir meine Sprache verdrängt (glaubt der Idiot nicht ungründlich), will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben.“ Wahrlich, wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiedenen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.

A. Er wollte aber eine schnellere Betreibung der Geschäfte, eine schnellere Kultur bewirken.

B. Die beste Kultur eines Volks ist nicht schnell: sie läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen; am schönsten, und ich möchte sagen, einzig gedeihet sie auf dem eignen Boden der Nation, in ihrer ererbten und sich forterbenden Mundart. Mit der Sprache erbeutet man das Herz des Volks, und ist's nicht ein großer Gedanke, unter so vielen Völkern, Ungarn, Slaven, Wlachen u. s. Keime des Wohlseyns auf die fernste Zukunft hin ganz in

ihrer Denkart, auf die ihnen eigenste und beliebteste Weise zu pflanzen?

A. Was brauchte Joseph dazu für Hände! Ihm schien es ein größerer Gedanke, alle seine Staaten und Provinzen, wo möglich, zu Einem Koder der Gesetze, zu Einem Erziehungssystem, zu Einer Monarchie zu verschmelzen.

B. Ein Lieblingsgedanke unseres Jahrhunderts! Ist er aber ausführbar? ist er billig und nützlich? Brabanter und Böhmen, Siebenbürger und Lombarden, stehen sie auf Einer Stufe der Kultur? gehören sie also in Ein Institut der Erziehung? in Einen Koder der Gesetze und Strafen? Gott selbst hat sich eine solche Zusammenschmelzung nicht erlaubt; daher er jedes Volk nach seiner Weise unterrichtet.

A. Leider war der ganze Normalzuschnitt der Kollegien und Schulen ein exjesuitischer, armer Begriff! —

B. Der indessen ganze Völker aufbrachte. Ueber Armseligkeiten solcher Art empörte sich die Universität Löwen; die Niederlande machten dem erregten Feuer gerne Platz; so griff es weiter! —

A. Und doch meinte es auch hierin Joseph gut mit den Völkern. Was er ihnen gab, war freilich nicht das Beste; aber doch ein Besseres als sie besaßen. Er war selbst nicht besser erzogen worden.

B. Und seine Gesetzbücher?

A. Mit denen ging er freilich etwas schnell zu Werk.

B. In einer nothdringenden Sache mußte die Bahn gebrochen werden. Was ich dabei am meisten

bedaure, ist, daß Joseph durch manche Gesetze seinen eignen Absichten völlig entgegen zu arbeiten schien.

A. Zum Beispiel?

B. Z. B. in seinem Kriminalkodex die Häufung der Verbrechen gegen den Staat.

A. Dagegen er ja aber die Verbrechen der beleidigten Majestät aufhob.

B. Geringe Aufopferung gegen ein viel größeres Unheil, dem Platz gemacht wurde. Zum Verbrechen gegen den Staat kann alles, auch das kleinste Vergehen gegen die Polizei gemacht werden. Denn was wäre nicht gegen den Staat, sobald man statt der sichtbaren, doch nur leibhaften Majestät, dieß willkürliche, unbestimmte Phantom auf den Thron erhöbe?

A. Freilich, auch die mitleidswerthesten Krankheiten der Natur können sodann zu Rebellen gegen den Staat gemacht werden, z. B. der unglückliche Selbstmord. Der ärmste der Menschen hat sich dem Staat entzogen; mithin müssen alle körperlichen Beschimpfungen, die niedrigsten Schläge sein Loos seyn. Was die gütige Natur selbst nicht verhindern konnte, will der Monarch im Namen des Staats durch knechtische Beschimpfungen nicht verhindern, sondern rächen und strafen.

B. Schweigen Sie, Freund. Die Vernachlässigung, ja ich möchte sagen, die Vernichtung des Gefühls für Ehre und Schande hat mich in Josephs Gesetzgebung ganz irre gemacht. Vernichte das Gefühl der Ehre, den Namen der Familie und Verwandten, die den Todten gebührende

Achtung u. s.; womit willst du es ersetzen? Die Natur selbst sträubt sich gegen solche Einrichtungen, die Joseph daher bald selbst einschränken, einstellen mußte, oder auch bald unglücklicher Weise nicht einstellte. In wenigen Jahren hätte er auf Straßen und Gassen zwischen lauter Verbrechern gegen den Staat wandeln müssen; ein für's Volk, für den Regenten, und für alles, was Mensch oder Halbmensch ist, abscheulicher Anblick!

A. Ich weiß selbst nicht, wie Joseph bei seinem übrigens guten Herzen zu diesem Mangel an Mitempfindung und Delikatesse kam?

B. Ein Wort würde Ihnen dieß erklären. Können Sie es läugnen, daß bei Joseph der Schein der Selbstherrschaft das meiste, ja alles verderbte?

A. Kaum wage ich's zu läugnen. Er wollte das Beste, aber er wollte es als Despot. Selbst in dem schönen, ich möchte sagen väterlichen Aufsatze, den er an die Chefs seiner Kollegien schrieb, von dem wir gesprochen haben, sind davon Spuren.

B. Und die willkürliche Verkürzung zugesicherter Gehalte? Könnte manche derselben auch die äußerste Noth entschuldigen?

A. Kaum.

B. Und die Benutzung der Waisengelder für den Staat? Und die Art der Klosteraufhebung und der Veräußerung geistlicher Güter? Und die Verwaltung der Religionskassen? Und die Konduitenlisten? Und die Verfügungen auf dieselbe? Warum ließ er sich in Ungarn nicht krönen? Warum entzog er den Ungarn ihre Krone? Ich könnte noch lange so fragen.

A. Und doch war er in seinem mühseligen Leben

nichts weniger als ein Sardanapal. Er diente dem Staat als Tagelöhner, als unablässiger Werkmann.

B. Wie gefährlich ist's, auf der oder jener Stelle, aus der oder jener Fürstengattung zum Thron, zu Thronen geboren zu seyn! Eine unglückliche Fee bringt an der Wiege des Prinzen einen unauslöschlichen Querstrich in die Seele des Kindes, und gibt ihm die schreckliche Verwünschung mit, daß nach Verhältniß der besten Bemühungen des unglücklichen Halbgotts der Querstrich für ihn selbst und andere unzerstörlich wachse.

A. Unglücklich!

B. Wem unterlag also Joseph? Nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der geglaubten und von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstbeherrschers. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeuget.

(Natürlicher Weise ging das Gespräch hier auf eine Menge einzelner Umstände seines Lebens und Todes über, die mein Freund wußte; es erhob sich endlich wieder.)

A. Seine Fehler hat Joseph schwer gebüßet —

B. Und in sein Grab genommen; das Gute, das er gewollt und anfangs weise bewirkt hat, wird, obwohl Eines Theils in zerfallenden Resten, bleiben, und dereinst glücklicher an den Tag treten: denn es ist dem größten Theile nach ein reines Gute zum Ertrage der Menschheit. Er hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht —

A. Ich dächte, leicht gemacht: sie dürfen nur seiner Bahn folgen.

B. Vor der Hand schwer gemacht. Er hat an allen Säulen gerüttelt und den Staat beweget. Wer künftig hin eine Säule nur angreift, wird die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen, und man wird ihn durch Liebkosungen und Schreckbilder von dem Werk abzuziehen suchen, das Joseph begann und unmöglich endigen konnte. Er hat die Bedürfnisse seiner Staaten tiefer gekannt, als vielleicht kein Regent unserer Zeiten.

A. Und emsiger besorgt, als vielleicht kein Regent unserer Zeiten.

B. Oft ist der Wille größer als die That; das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiß nicht, ob viele nach seinem Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden: aber was man dazu aus Ansicht der Dinge schreibt, wird die billigere Nachwelt gut heißen, seinen Schatten ehren, und nicht mehr mit Bedauren, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen: „auch Er schon sah dieß und wollte!"

A. Kennen Sie seinen Brief, den er im Jahr 1785 an die Stadt Ofen schrieb, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte? Hier ist er:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt „und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das „allgemeine Beste werden beigebracht seyn; wenn „jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit „Freude zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen „Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn „Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfa„chung in der Belehrung der Geistlichkeit, und Ver„bindung der wahren Religionsbegriffe mit den bür„gerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz,

„Reichthum durch vermehrte Population und ver„besserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren „Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen, und „dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manu„fakturen und deren Vertrieb die Cirkulation aller „Produkte in der ganzen Monarchie unter sich wer„den eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe; als„dann verdiente ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt."

B. Wenn dieß alles geschehen ist, bedarf der große Wollende keiner Ehrensäule mehr; sein Unternehmen, sein schwerer Anfang ist ihm allein schon ein Koloß für die Nachwelt.

* *
*

So endete unser Gespräch; und die Glocken verhallten. Wünschen Sie nicht auch mit mir ein Leben Josephs zur Lehre für die Nachwelt?

11.

Wie kommt es, mein Freund, daß unsere Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig Theil nimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringeren Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leyermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stellen überließen, seitdem —

Doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem andere bereits geantwortet haben. Wie kommt's aber, daß auch seitdem die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Antheil an der gemeinen Sache zu verschiedenen Zeiten so ungleich gewesen, und jetzt sogar gering zu seyn scheinet? Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserem Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen, daß sie vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret?

Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas anderes zu schaffen: schlagen Sie darüber die neuern Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Der göttliche Mund der Muse ist in aller Welt gepriesen. Sie darf Dinge sagen, die die Prose nicht zu sagen wagt, und flößet sie unvermerkt in Herz und Seele. Gab sie der Fabel einst jenen lieblichen Ton, jene Süßigkeit, nach welcher wir auch nach Jahrtausenden noch, wie nach einer Erquickung lechzen, wie? und sie sollte der auf uns dringenden Wahrheit wenigstens einen gefälligen Anzug, eine einladende Gestalt nicht zu geben vermögen?

Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die

Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Aeschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: „was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, gethan haben?" Luthers edler Schatten schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Oede.

Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen.

Glauben Sie nicht, daß ich damit die armselige Zunft jener Tyrannenbändiger und Regentenwürger zurückwünsche, die vor einigen Jahren ihre Wuth ausließ. Es war Geschrei, darum ist's verhallet; ein Nachklang ohne Kraft und Wesen. Die wahre Muse ist sittsam; lene consilium et dat et dato gaudet alma; diesen sanften Rathschluß empfing sie vom Himmel und haucht ihn dem Geiste der Zeit ein —

Finire querentem labores
Aonio recreat antro.

Hold und schön klingen mir hierüber die Töne der Alten, und ich wünschte, daß wie einst dem Horaz, so auch mir die Muse des Simonides, Alcäus, Stesichorus noch ertönte.*) Aber sie liegt im Staube, und wir müssen uns nur an dem, was der Vergessenheit entrann, den Geist erheben und das Herz stär-

---

*) Anspielung auf Horaz Ode 9, B. 4.

Non si priores Mæonius tenet
Sedes Homerus, Pindaricæ latent,
Coæque et Alcæi minaces,
Stesichorique graves camœnæ.

ken. Mit unbeschreiblicher Freude habe ich in diesen Tagen jenes feine Echo der Griechen, den Horaz, gelesen und wiedergelesen. Er lebte in einer kritischern Zeit als wir leben, war mit Glück und Person an August und Mäcen gefesselt; und wie edel, wie stolz und unterrichtend ist seine Muse! Sie bricht die Blüthe der Zeit und schwebt auf den Fittigen ihres reinsten Lufthauches.

12.

Mich dünkt, Ihre Fragen über den geringen Antheil, den die heutige Dichtkunst an den Händeln der Zeit nimmt, haben Sie sich selbst beantworten können: denn der Stoff dazu liegt völlig in Ihrem Briefe.

Schaffen Sie uns den Zustand der Griechen wieder, und Alcäus, Pindar, Aeschylus sind mit ihnen auch da. In vielerlei Rücksicht aber würden wir diese Zeiten nicht wünschen; und uns dagegen an unserer dichterischen Untheilnehmung begnügen. So wäre es auch in Ansehung der Zeiten Horaz oder gar der Kreuzzieher und Harfner. Opitz und Logau fühlten die Drangsale des dreißigjährigen Krieges; wider ihren Willen mußten sie an dem Elende, das er verbreitete, Theil nehmen; der Widerschein seiner Flammen glänzt in ihren Gedichten. Kleist, Uz und Gleim trafen auf die Zeiten der preußisch-österreichischen Kriege; alle drei fanden darin unverwelkliche Lorbeeren, der

erste aber auch bei vieler Noth, die er als Krieger mit bedrücktem Herzen sah, seinen blutigen Tod. Was diese Dichter uns aus theurer Erfahrung sangen, warum müßte es uns, durch neue Erfahrung theuer erkauft, wieder ersungen werden? Tönt uns Kleist's Stimme nicht noch? *)

Ihr, denen zwanglose Völker der Herrschaft Steuer vertrauten,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen?
Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere Kinder? Ist's wenig
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Mühe?
O mehret derjenigen Heil, die eure Fittige suchen.
Deckt sie, gleich brütenden Adlern. Verwandelt die Schwerter in Sicheln,
Erhebt die Weisheit im Kittel und trocknet die Zähren der Tugend.

Die rührende Stimme seines Grab- und Geburtsliedes, seine Sehnsucht nach Ruhe, sein Abschied hinter Cissides und Paches tönt noch jedem Leser in's Herz, nachdem der Dichter die Gesinnungen seiner Seele mit Leben und Blut versiegelt. So ist's mit den patriotischen Oden Uz, Klopstock's; und der preußische Kriegssänger ist eben sowohl Volks-, Friedens-, Staatssänger geworden, hat bis auf die neuesten Zeiten fast an jeder großen Angelegenheit Antheil genom-

*) Die folgenden Verse sind aus Kleist's erster eigener Ausgabe des Frühlings genommen; wer will, vergleiche sie mit der jetzt gangbaren Ausgabe.

men, die seinem Gesichtskreise irgend nur nahe lag. *) —

Aber, mein Freund, nach unsrer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich. Zubald nimmt der Dichter einseitige Partei, und thut der besten Sache (geschweige einer schwachen, wankenden) mit dem besten Willen Schaden. Dadurch schwächt er die gute Wirkung seiner Gedichte selbst: denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man siehet die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit:

> Cœtusque vulgares et udam
> Spernat humum fugiente penna.

In diesem höheren, freieren Raume begegnen sich alle politischen Meinungen als Freundinnen und Schwestern: denn im Elysium wohnt keine Feindschaft.

Sehr gut also, daß unsre Musenalmanache äußerst wenige politische Oden mit sich führen. Bald würden zween gegen einander im Streit liegen; und überhaupt ist's doch nur Spiel, wenn Genien mit Waffen der großen Götter spielen.

Das aber glauben Sie, daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge; ja oft ist sie eine helle Weissagung zu=

---

*) Seitdem sind Gleims Zeitgedichte in einer Sammlung erschienen (1792), die keinem, der am Geiste der Zeit Antheil nimmt, uninteressant seyn kann.

künftiger Zeiten. Lesen Sie in Stolbergs Jamben, 1784 gedrukt (S. 66.), den Rath und mehrere Gedichte; lesen Sie mehrere, frühere und spätere Oden Klopstocks, und läugnen noch, daß auch auf deutschen Höhen oder in ihren Thälern ein prophetischer Geist der Zeiten wehe. Schade nur, daß er nicht vernommen wird: denn um aller deutschen Redlichkeit willen, welcher Mann von Geschäften läse ein Gedicht, um in ihm die Stimme der Zeit zu hören! —

Wir, meine Freunde, wollen den Garten der Grazien und Musen in der Stille bauen. Verständiger Homer, edler Pindar, und ihr sanften Weisen, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Epikur, Zeno, Marc-Antonin, Erasmus, Sarpi, Grotius, Fenelon, St. Pierre, Penn, Franklin sollt die heiligen Mitbewohner unsrer friedlichen Gärten werden. Das aufschießende Korn bedarf mancherlei Witterung; die Saat in der Erde will Ruhe und milden erquickenden Regen.

13.

Milden erquickenden Regen wünschet die keimende Saat der Humanität in Europa, keine Stürme. Die Musen wohnen friedlich auf ihren heiligen Bergen, und wenn sie in's Schlachtfeld, wenn sie in die Rathskammern der Großen treten, entbieten sie Frieden. Eine edle würdige That zu loben ist ihnen ein süßeres Geschäft, als alle Flüche

Al-

Alcäus oder Archilochus auf taube Unmenschen herabzudonnern.

Wenn es z. B. in unsern Zeiten einen Regenten gäbe, der an seinem Theil dem barbarischen Menschenerkauf im andern Welttheil entsagte, und damit andern Staaten zu ihrem Erröthen ein Beispiel gab; wenn er nach Jahrhunderten der erste wäre, der die Sklaverei willkürlicher Frohnen und andre erdrückende Lasten seinem Volk entnahm, und ein andres seiner Völker von eben so drückenden Einschränkungen im Handel befreiete; wenn dieser Regent ein hoffnungsvoller königlicher Jüngling, und Einrichtungen dieser Art nur das Vorspiel seiner Regierung wären: Heil dem Dichter, der solche Thaten ohne alle Schmeichelei würdig und schön darstellte! Heil jedem Leser und Hörer, der diesem Sänger einer reinen Humanität mit reinem Herzen zujauchzte! Dänemark ist das friedliche, glückliche Land, dem dieser Stern aufgehet: sein Kronprinz ist der königliche Jüngling, der seine Laufbahn also beginnet, und F. L. Stolberg, der Dichter, der ihm hierüber würdig danket.

An den Kronprinzen von Dänemark.

Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leyer, Jüngling; ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichem Glück, und der Liebe Thränen,

Und dir, Natur, im Hain und am Meergestad',
Und dir, o Freiheit! Freiheit, du Hochgefühl

Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes.

Und werd' ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind' ich junge Blumen im Kranze dir,
O Jüngling, weil du früh es nicht achtetest
Zu herrschen über Sklaven, weil du
Forschetest, hörtest, beschlossest, thatest!

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör' es, heiliger Schatte du,
Von meinem Vater, der das Beispiel
Dießseit der Eider und dann am Sund gab. *)

Du brachst es, Jüngling! wandtest erröthend dich
Vom Dank des Landes, sahst auf dem Ocean
Der Handlung Bande, die des Neides'
Hand und der Habsucht im Finstern knüpfte:

Zerrissest leicht wie Spinnengewebe sie,
Daß nicht die stolze Fichte des Normanns mehr
Dem Bruderhafen huldigt, eh sie
Schwellende Segel dem Ostwind öffne. **)

---

*) Des Dichters Vater war der erste in Holstein der den Bauern seines Guts Freiheit und Eigenthum gab. Die Königinn Sophia Magdalena aus dem Hause Brandenburg, Großmutter des jetzigen Königes von Dänemark, gab den Bauern des Amts Hirschholm auf seinen Rath, und nach der Einrichtung, die er trotz aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten mit Muth durchsetzte, Freiheit und Eigenthum.

**) Den Norwegern ist die Ueberfahrt nach Westindien leichter als den Dänen, deren Schiffe der Kattegat oft

Nicht gleiche Gaben spendet des Vaters Hand
Den Völkern. Eisen starret im Schachte dort,
Hier wanken Aehren, unsres Tisches
Freude gedeihet auf fernen Bergen.

Zum freien Tausche ladet der Vater ein;
Doch schmiedet, hart und klügelnd, der blinde Mensch
Dem Tausche Zwang; der biedre Normann
Kaufte sein Brod auf verengtem Markte.

Nun reifen fremde Saaten für ihn, wenn früh
Erwacht der Winter auf dem Gebirge sich
Ausstrecket, und von starrer Schulter
Glänzende Flocken in Thäler schüttelt.

Ich sah dich handeln, Jüngling, und freute mich,
Doch nur mit halber Freude. Lud Danien
Nicht häufend noch auf seine Schulter
Fluch des zertret'nen, zerriss'nen Volkes,

Uneingedenk der heiligen Lehren, und
Für jene Ader fühllos, die Gottes Hand
Im Herzen spannte, daß sie klopfend
Unrecht und Recht und Erbarmen lehre?

Von Menschen kaufte Menschen der Mensch, und ward
Ein Teufel! — Wer vermag den getrübten Blick
Zu heften auf des armen Mohren
Elend und Schmach und gezuckte Geißel?

Auf's schwangre Weib, das jammernd die Hände ringt
Am krummen Ufer; — thränenlos starret sie
Dem fernen Segel nach; noch schallt ihr
Dumpf in den Ohren das Hohngelächter

---

aufhält. Jene dieses Vortheils zu berauben, verpflichtete man die Schiffer, vor der Fahrt nach Westindien erst in Kopenhagen einzulaufen. Man nannte das sich präsentiren.

Des Treibers, noch der klirrenden Kette Klang,
Und ihres Mannes Klage, das Angstgeschrei
Der jüngsten Tochter, die der Wüthrich
Ihr aus umschlingenden Armen losriß. —

Du setzest Ziel dem Gräuel, ein nahes Ziel!
Erröthend staun' und ahme dem Beispiel nach
Der Dritte, will er werth der Freiheit
Seyn, die auf Weisheit und Recht sich gründet.

Gott setze deinen Tagen ein fernes Ziel,
O Jüngling! keins dem Segen, der dein einst harrt.
Sey deinen Tausenden noch lange
Bruder! Nur Einer ist Aller Vater.

F. L. Gr. z. Stolberg.

Wenn mehrere solcher Gesänge über Anlässe solcher Art uns zukommen, meine Brüder, so wollen wir einander unsre Freude ja mittheilen: denn besangen Horaz und Pindar je ein edleres Thema edler?

14.

Mehrmals finde ich in Ihren Briefen den Geist der Zeit genannt: wollen wir uns einander nicht diesen Ausdruck aufklären?

Ist er ein Genius, ein Dämon? oder ein Poltergeist, ein Wiederkommender aus alten Gräbern? oder gar ein Lufthauch der Mode, ein Schall der Aeolsharfe? Man hält ihn für eins und das andre.

Woher kommt er? wohin will er? wo ist sein Regiment? wo seine Macht und Gewalt? Muß er herrschen? muß er dienen? kann man ihn lenken?

Hat man Schriften darüber? Wie lernt man ihn aus der Erfahrung kennen? Ist er der Genius

der Humanität selbst? oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

15.

Warum sollte ich Ihnen auf Ihren lakonischen Brief nicht eben so räthselhaft antworten, als Sie gefragt haben?

„Was ist der Geist der Zeiten?" Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroës glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise bald thätig, bald leidend Theil nehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet bald thätig, bald leidend.

„Ist er ein Schall der Aeolsharfe? ein Lufthauch der Mode?" Die flüchtige Mode ist seine unächte Schwester; er ist ihr nicht gewogen, lernt aber auch von ihr, und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedner hasset er seinen wahren Feind und Verleumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen, abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermuthet, fliehet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig, überredend, sanft, freundlich. Bald lässet sie sich wie ein Laut auf der Aeolsharfe hören; bald tönt sie in vollen Chören. Der geläuterte Geist der Zeiten (möchte

ich mit jenem alten Buche sagen) ist „heilig, einig, „mannichfalt, scharf und behende, rein und klar, „ernst und frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, „sicher. Er vermag alles, siehet alles, und gehet „durch alle Geister, wie verständig, lauter und „scharf sie sind.“

„Woher kommt er? Wie sein Name sagt, aus dem Schoos der Zeiten. Der menschlichen Natur einwohnend hatten ihn einst in unserm rauheren Klima die Pfäfferei und der wilde Kriegsgeist lange unterdrückt gehalten; sie schlossen ihn ein in Höhlen, Thürme, Schlösser und Klöster. Er entkam; die Reformation machte ihn frei; Künste und Wissenschaften, am meisten aber die Buchdruckerei gaben ihm Flügel. Seine ernste Mutter, die selbstdenkende Philosophie hat ihn, zumal an den Schriften der Alten, unterwiesen; sein ernster Vater, der mühsame Versuch hat ihn erzogen, und durch die Vorbilder der würdigsten, größten Männer gereift und gestärket. Er ist kein Kind mehr, wiewohl er bei jeder neuen Begebenheit ein Kind scheinet; alle Erfahrungen voriger Zeiten sind in seine Seele gedrückt, sind auf seine Glieder verbreitet.

„Wohin will er?“ Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammelt aus den jetzigen, und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie; dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft.

„Muß der Geist der Zeit herrschen oder die-

nen?" Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise gibt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken; wozu aber eine sehr behutsame, sichre Hand gehöret. Indessen wird er offenbar gelenkt; nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als andre blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größesten Stille; aber Einer ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind die, denen die Vorsehung solch einen erhabnen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben; selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

„Hat man Schriften über den Geist der Zeiten?" Das weiß ich nicht; am besten lernt man ihn aus Geschichten, die im Geist ihrer Zeiten geschrieben sind, und aus der Erfahrung kennen, wo eins das andre erläutert. Ohne nachdenkende Erfahrung versteht man die Bücher nicht; diese wiederum machen uns auf den lebendigen Geist der Zeiten aufmerksam. Das Rad rollet fort, ist immer dasselbe, und zeigt immer eine andre Seite.

„Geist der Zeiten, ist er der Genius der Humanität selbst, oder dessen Freund, Vorbote, Diener?" Ich wollte, daß er das Erste wäre, glaube es aber nicht; das Letzte hoffe ich nicht nur, sondern bin dessen fast gewiß. Daß er ein Freund, ein Vorbote, ein Diener der Humanität

werde, wollen auch wir an unserm unmerklich kleinen Theile befördern.

16.

Schwerlich wird unser Freund mit der räthselhaften Auflösung seines Räthsels befriediget seyn; also darf ich in einem offenern, wenn auch etwas schwereren Tone fortfahren.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht mahlen; aber empfinden lässet es sich, es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen jenem alle das zu, was den Körper bis auf seine Elemente beseelet, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzet. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer strebender Gewalt; dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit, oder einer organischen Wohnung, eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebrauchet.

Die Zeit ist ein Gedankenbild nachfolgender, in einander verketteter Zustände; sie ist ein Maß der Dinge nach der Folge unsrer Gedanken; die Dinge selbst sind ihr gemessener Inhalt.

Geist der Zeiten hieße also die Summe der Gedanken, Gesinnungen, Anstrebungen, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem bestimmten

Fortlauf der Dinge mit gegebnen Ursachen und Wirkungen sich äußern. Die Elemente der Begebenheiten sehen wir nie; wir bemerken bloß ihre Erscheinungen, und ordnen uns ihre Gestalten in einer wahrgenommenen Verbindung.

Wollen wir also vom Geist unserer Zeit reden, so müssen wir erst bestimmen, was unsre Zeit sey, welchen Umfang wir ihr geben können und mögen. Auf unsrer runden Erde existiren auf einmal alle Zeiten, alle Stunden des Tages und Jahres, vielleicht auch alle Zustände des menschlichen Geschlechts; wenigstens können wir voraussetzen, daß sie existirt haben und existiren werden. Alle Modifikationen wechseln auf ihr, haben gewechselt und werden wechseln, nachdem der Strom der Begebenheiten langsamer oder schneller die Wellen treibet.

Wenn wir uns demnach auf Europa bezirken, so ist Europa auch nur ein Gedankenbild, das wir uns etwa nach der Lage seiner Länder, nach ihrer Aehnlichkeit, Gemeinschaft und Unterhaltung zusammenordnen. Denken wir uns das einst oder jetzt katholische, oder überhaupt das christliche Europa, so ist auch in ihm nach Ländern und Situationen der Geist der Zeit sehr verschieden. Er ändert sich sogar mit Klassen der Einwohner, geschweige mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Einsichten. Ein einziger Umstand, eine vielleicht falsche oder übertriebene Nachricht, kurz ein Wind und Wahn stimmt oft die Denkart und Meinung eines ganzen Volkes.

Wenn also unser Freund vom Geist der Zeiten

als einem verständigen, scharfen, klaren Wesen sprach: so kann er damit nur die Grundsätze und Meinungen der scharfsichtigsten, verständigsten Männer gemeint haben. Sie machten sich vom Wahne des Pöbels los, und lassen sich nicht nach jedem Winke lenken. So wenig ihrer hie und da seyn mögen, um so fester sind sie in sich selbst, um so standhafter hangen sie mit andern zusammen, und bilden allerdings eine Kette im Fortgange der Zeiten. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung dessen, was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden sie fest und fester an einander; sie machen wirklich eine unsichtbare Kirche, auch wo sie nie von einander gehört haben. Diesen Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europa's auszurotten ist unmöglich; wozu wäre aber auch die unnütze Mühe? Je aufgeklärter er ist, gewiß desto weniger ist er schädlich. Wo er irrt, kann er nur durch Wahrheit, nicht durch Zwang gebessert werden: denn Geist kann allein mit Geist kämpfen.

Erlauben Sie mir zu Ende meines Briefes auch ein Räthsel. Irre ich nicht, so sind drei Hauptbegebenheiten oder Epochen Europa's, an denen dieser europäische Weltgeist haftet. Eine ist längst vorüber; sie dauerte fünf- bis achthundert Jahre und kommt hoffentlich nie wieder. Die zweite ist geschehen und geht in ihren Wirkungen fort; ihr Werth ist anerkannt, und muß, der Natur der Sache nach, immer mehr anerkannt werden. Ueber der dritten brütet der Weltgeist, und wir wollen ihm wünschen, daß er in sanfter Stille

ein glückliches Ei ausbrüten möge. Es ist aber ein gewaltig großes Straußenei; der glühende Sand und die allmächtige Sonne mögen es ihm ausbrüten helfen!

17.

Lassen Sie uns zusehen, ob ich Ihr Räthsel inne habe. Die erste Begebenheit, an welcher der europäische Zeitgeist haftet, ist die Bepflanzung unsres Welttheils nach den römischen Zeiten, die politische und religiöse Organisation der Völker, die jetzt Europa bewohnen. Sie ist der Einschlag zum Gewebe; die meisten zweifelhaften Fragen der folgenden Zeiten bezogen sich auf die Einrichtung, die damals gemacht ward. Einen Theil dieser Fragen hat die zweite große Begebenheit, die Wiederauflebung der Wissenschaften und die Reformation aufgelöset; vom eilften bis zum sechzehnten Jahrhunderte hat die Zeit über vieles entweder schon entschieden und entscheidet noch, oder sie sammelt Kräfte und Athem, um künftig entscheiden zu können. Wahrscheinlich ist das die dritte Begebenheit, von der Sie reden.

Merken Sie sich aber, mein Freund, Eins. Bei der Reformation war größtentheils von bloß geistigen Gütern, von Freiheit des Gewissens und Denkens, von Glaubensartikeln und Religion die Rede: denn an den Gebrauch der Kirchengüter wollen wir nicht, können auch nicht allemal mit billigendem Vergnügen denken. Die fortgehende Kultur

des Menschengeschlechts, die aus der Erweckung der Wissenschaften entsprang, ist auch ein geistiges Gut; man kann ihren Fortgang hemmen, aber nicht vernichten.

Eine andre Beschaffenheit scheinet es mir mit der Reformation zu haben, von der jetzt die Rede seyn soll; wie wäre es, wenn wir darüber den alten Reformator selbst hörten?

Luthers Gedanken von der Regimentsänderung.

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre ist, daß es aus wilden Thieren Menschen macht, und Menschen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden."

„Meinest du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten, und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: o ihr Lieben, ihr seyd nicht Menschen, sondern Götter gegen uns. Wer will dieß Regiment nun erhalten, ohne wir Menschen, denen es Gott befohlen hat, und die sein auch selbst wahrlich bedürfen? Die wilden Thiere werden's nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menschen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Faust herrschen wollen, wie jetzt viel sich lassen dünken: denn wo die Faust allein soll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Thierwesen draus, daß wer den andern übermag, stoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wohl Exempel gnug sehen, was Faust ohne Weisheit und Vernunft Gutes schafft. Darum sagt auch Salomo: „Weisheit müsse regieren und nicht die Gewalt. Weisheit ist besser denn Harnisch oder Waffen, Weisheit „ist besser denn Kraft;" daß kurzum nicht Faustrecht, sondern Kopfrecht regieren muß unter den Bösen sowohl, als unter den Guten."

An einem andern Ort sagt er: „Ehe das geschehen wird, daß Kaiser, Könige und Fürsten mit dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu bessern, wollen wir den obersten Herrn aller Herren oben in den Wolken sehen kommen und mit ihm davon fahren. Indeß mag das Regiment, der böse Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Personat ungemenget!) Gott befohlen lassen seyn, welchen er will hervorziehen und erheben. Aenderung der Regiment und Rechte gehen ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so würde es dreimal verheeret."

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers bedürften; aber ich besorge, sie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Es ist nicht zu rathen, daß man es ändere; sondern flicke und pletze daran, wer kann, weil wir leben, strafe den Mißbrauch, und lege Pflaster auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn solche kluge Barbierer. Aendern und Bessern sind zweierlei. Eines steht in der Menschen Händen und in Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden."

Ferner sagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber eben so wohl regieren und kriegen als David, Augustus, Hannibal, und müßten Phormionen so gut seyn als Hannibals; ja alle Menschen müßten gleich seyn und keiner über den andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollt hieraus werden? Aber nun hat's Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, und einer den andern regieren, einer dem andern gehorchen soll. Zween können mit einander singen (d. i. Gott

alle gleich loben) aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andre hören. Darum findet sich's auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar viel weidliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern.

Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Gesicht, Farbe unter einander ungleich sind; und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich seyn, da wir doch am allerungleichsten unter einander sind. Und was noch wohl ärger ist, ein jeglicher will hierin über den andern seyn! und kann den schändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts rechts thun, wie Salomon spricht: „ein Narr dünkt sich klüger zu seyn, denn sieben Weisen, die das Recht setzen."

Also schreibt auch Plato, es sey zweierlei Recht, Naturrecht und Gesetzrecht; ich will's das gesunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohn' alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze. Aber wo die Natur nicht da ist und soll's mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk; geschieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken Natur steckt. Als wenn ich ein gemein Gesetz stellete: man soll zwo Semmel essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Gesunder zu Tisch, der frisset wohl vier oder sechs Semmel, und trinket eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Gesetz gibt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an solchem Gesetz, denn eine kranke Natur vermag; oder muß sterben, wo er soll das Gesetz halten. Hier ist's nun besser, ich lasse den Gesunden ohn' alles Gesetz essen und trinken, was und wie viel er will; dem Kranken gebe ich Maß und

Gesetze, wie viel er kann, daß er dem Gesunden nicht nachmüsse.

Nun ist die Welt ein krank Ding und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an ist. Die gesunden Helden sind selten und Gott gibt sie theuer, und muß doch regiert seyn, wo Menschen nicht sollen wilde Thiere werden. Darum bleibt's in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei; und ist ein rechter Spital, da es beide Fürsten und Herren und allen Regierenden fehlet an Weisheit und Muth, d. i an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müssen also der stummen Meister (d. i. der Bücher) Schüler seyn und bleiben. Und machen's doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben stehet, sondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rath der Besten, so mit uns leben; bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann gibt, unter dessen Hand alles besser gehet, oder ja so gut als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, daß es im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei seinem Leben auf's höchste gefürchtet, geehret, geliebt und nach seinem Tod ewiglich gerühmet wird. Und wenn's ein Kranker oder Ungleicher demselben wollt' nachthun und gleich oder besser seyn, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geschickt, wie die Heiden auch schreiben: der Helden Kinder sind eitel Plagen.

Denn was hilft große hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenn's nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu gibt? Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinun-

gen, ja auch wohl schädliche und verderbliche. Darum ist's sehr wohlgeredt: „die gelehrten, die verkehrten." Item: „ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit." Und zeigen alle Historien auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und haben's doch wollen seyn. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewest, haben's nicht können ertragen noch hinausführen, sind also drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus, die doch aus der Maßen verständige und hochweise Leute waren, daß sie mochten heißen Licht in natürlichem Recht und Vernunft; und haben zuletzt das elende Klaglied singen müssen: „ich hätt' es nicht gemeinet." Ja Lieber! das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann gibt, den er selbst regiert; derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren, er sey selbst Herr oder Rath zu Hofe. Darum spricht auch Salomo: zu laufen hilft nicht schnell seyn; zum Streit hilft nicht stark seyn; zum Reichthum hilft nicht klug seyn; zum Angenehm seyn, dazu hilft nicht, alles wohl können; sondern es liegt alles an der Zeit und am Glück." Was ist das anders gesagt, denn so viel: Weisheit mag da seyn, hohe Vernunft mag da seyn, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da seyn; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht gibt und treibt, sondern gehet alles hinter sich." So weit Luther.

18.

Luther war ein patriotischer großer Mann. Als Lehrer der deutschen Nation, ja als Mitreformator des

des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an, und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den geistlichen Dingen den Gebrauch der Vernunft wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biedern Geistes vereinte sich mit Wissenschaften, die von und mit ihm auflebten, vergesellschaftete sich mit den Bemühungen der besten Köpfe in allen Ständen, die zum Theil sehr verschieden dachten; so bildete sich zuerst ein populares literarisches Publikum in Deutschland und in den angrenzenden Ländern. Jetzt las, was sonst nie gelesen hatte; es lernte lesen, was sonst nie lesen konnte. Schulen und Akademien wurden gestiftet, deutsche geistliche Lieder gesungen, und in deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Sekten der Wiedertäufer und anderer Irrlehrer entstanden, deren viele, jede auf ihre Weise, zu gelehrter oder popularer Erörterung streitiger Materien, also auch zu Uebung des Verstandes, zu Politur der Sprachen und des Geschmacks beitrug. Wäre man seinem Geist gefolgt, und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch Gegenstände beherzigt, die zunächst nicht in seiner Mönchs- und Kirchensphäre lagen, daß man nämlich auf sie die Grundsätze anwendete, nach denen er dachte und handelte! — Doch was nützt es, vergangne Zeiten zu lehren

Bayerische Staats-Bibliothek

oder zu tadeln? Lasset uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke, und die von ihm eben so stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsre Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst mehrmals nannte) sich wirklich als Ecclesiastes, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation darstellt. Neulich führte ich an, was er von der Regimentsveränderung dachte; lasset uns jetzt hören, was er vom Pöbel und von den Tyrannen hält.

Luther's Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen.

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sey (denn sie haben's für ein menschlich Glück und That gehalten), die haben frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu morden und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt; als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiel, oder nicht ihren Willen thät und ließ sie Herren seyn. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn Eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall: denn der Pöbel hat und weiß keine Maße, und steckt in einem jeglichen mehr denn

fünf Tyrannen. Die Rache ist mein, sagt Gott, ich will vergelten! Ein böser Tyrann ist leidlicher, dann ein böser Krieg; welches du mußt billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volks Sünde willen. Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand sehen, daß er um des Volks Sünde willen regieret. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böse ist, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchtest.

— „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es steht nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß es nur anders werde; wenn es denn ärger wird, so will er abermal ein anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vor Zeiten auch nicht mochten den Kloß zum Herren leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren seyn, Gott würde auch andre Ordnung über sie gesetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter sich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo sie es thun dürften."

— „Deßgleichen will ich und kann auch nicht getröstet haben unsre Nephilim, die Tyrannen, Wuchrer und Schelmen unter dem Adel, die sich lassen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß sie mögen geizen, schinden, und allen Muthwillen treiben,

ihre Fürsten pochen, Land und Leute drücken, und alles in allem seyn wollen; das ihnen nicht befohlen, sondern verboten ist. Diese sind es, so dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Drescher über uns, über sie selbst auch schicket, wo sie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich ist's, daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch unträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz. Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hause, und möchte lieber oder ja so gern unter den Türken sitzen, als unter solchen Christen. Es stellen und zieren sich fast der mehrere Theil des Adels so lästerlich und so schändlich, daß sie damit dem gemeinen Mann böses Blut und argen Wahn machen, als sey der ganze Adel durch und durch kein Nutze."

— „Woher werden Tyrannen? Weil sie ihr Vertrauen auf ihre Macht setzen. Alle Weltweisen haben geklagt über die Beschwerung, so im Regiment ist; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn sie sehen, daß ihre Rathschläge und ihr Thun, das alles sehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen andre Widerstand thun, so werden sie gar toll und unsinnig, und werden aus frommen Fürsten Tyrannen, die mit Gewalt und anderer Leute Schaden (welche sie meinen, daß sie ihnen im Wege liegen) sich unterstehen hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten: denn es sind nicht tapfere Helden, die sich selbst zwingen könnten, sondern hangen und folgen ihren Begierden nach."

— „Also werden auch zur Zeit des Antichrists etliche seyn, welche so genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorsichtigkeit rede oder thue, das sie entweder mit Gewalt oder mit List können verdrehen, oder gewaltsamer Weise auf so einen Verstand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Bestie

sey, damit sie alsobald nach Gewohnheit unsrer Papisten schreien können „zum Feuer!" da doch derjenige, der es gesagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichsten Vorsicht geredet hat, und sich keiner Gefahr befürchten können: so wird doch dieses der Gottlosen Amt seyn, die besten Reden zu verlästern und in den unschuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Rosen, zu finden. Dieses thun sie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiser Absicht (sintemal sie dieses aus der Erfahrung als eine gewisse Sache haben, daß es um ein tyrannisches Reich nicht gar zu sicher und glücklich stehe), wenn sie nur diejenige zu Grunde richten, die entweder als Schuldige können überwiesen, oder doch der fälschlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; sondern man müsse auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die sich nichts weniger befürchtet, als daß sie einmal in dergleichen Fallstricke und Netze verfallen sollten. Daß also niemand ist, der sich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er sich gleich auf sein gut Gewissen verlassen kann und sich keines bösen Anschlags wider den Tyrannen bewußt ist.

So weit abermals Luther. Bewahre der Himmel uns vor solchen Zeiten! denn leider es ist nur Ein Ding, Pöbelsinn und Tyrannei, mit zwei Namen genannt, wie die rechte und linke Seite.

19.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen

und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund; alles wankt und stürzt; alles fällt auseinander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitigen Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier konvex ist, ist dort konkav; und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegen einander Treu und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuschet; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unsrer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war die sogenannte deutsche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre; der Herr bauete auf seine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herrn; wenigstens ist dieses der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Lasset uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber saget:

Deutsche, Deutschland.

Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falsche verlogne Leute, wie man spricht: „es ist keine Treu noch Glauben mehr.“ Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch

Cicero sagt: „ich gebe den Griechen, daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind, aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht.“ Wohlan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch baar über bezahlet. Welschland hat es nachher auch gelernet, daß sie dörfen zusagen und schwören was man will und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich, und müssen beide Griechen und Walen Exempel seyn des andern Gebots Gottes, da er spricht: „Er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht.“ Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmet und wie ich glaube bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein lassen seyn, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißet, so ist dennoch gleichwohl noch das übrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein schädlicher Laster auf Erden sey, denn Lügen und Untreu beweisen; welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf uns Deutschen!

20.

Ist Ihnen eine Ode Klopstock's zu Gesicht gekommen, die während des letzten nordamerikanischen Seekrieges erschien, und auch schon damals in der Art diesen fürchterlichen Krieg zu führen, Spuren einer zunehmenden Humanität bemerkte? Sie wird Ihnen angenehm seyn, auch nur als ein poetischer Traum, als das Gemählde einer glückweissagenden Phantasie, gewiß aber noch mehr als eine Prophetenstimme der Zukunft betrachtet:

Der jetzige Krieg.

O Krieg, des schöneren Lorbeers werth,
Der unter dem schwellenden Segel, des Windes Fluge
Jetzo geführt wird, du Krieg der edleren Helden,
Dich singe die Leyer, die keine Kriege sang.

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tags.

Europa's Bildung erhebt sich mit Adlerschwunge,
Durch weise Zögrung des Blutvergusses,
Durch weisere Meidung,
Durch göttliche Schonung

In Stunden, da den Bruder tödtend
Der erhab'ne Mensch zum Ungeheuer werden muß:
Denn die Flotten schweben umher auf dem Ocean,
Und suchen sich und finden sich nicht.

Und wenn sie verwehet oder verströmt sich endlich erblicken,
So kämpfen sie länger als je

Den viel entscheidenden Kampf
Um des Windes Beistand.

Und muß es denn zuletzt doch auch beginnen,
Das Treffen, so schlagen sie fern. Fürchterlich brüllet
Ihr Donner; aber er rollt
Seine Tod' in das Meer.

Kein Schiff wird erobert, und keins, zu belastet
Von der hineinrauschenden Woge, versinkt;
Keins flammt in die Höh', und treibet
Scheiter umher über gesunknen Leichen.

Der Flotte und der Schiffe Gebieter
Schlagen so, ohne gegebenes Wort.
Was brauchen sie der Worte? Die tieferdenkenden
Männer, sie handeln, verstehn sich durch ihr Handeln.

Erdeköniginn, Europa, dich hebt bis hinauf
Zu dem hohen Ziele deiner Bildung, Adlerschwung,
Wenn unter deinen edleren Kriegern
Diese heilige Schonung Sitte wird.

O dann ist, was jezo beginnt, der Morgenröthen schönste:
Denn sie verkündiget
Einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag,
Der Jahrhunderte strahlt

Auf uns, die noch nicht wußten, der Krieg sey
Das zischendste, tiefste Brandmal der Menschheit.
Mit welcher Hoheit Blick wird, wen die Heitere
Des goldnen Tages labt, auf uns herabsehn!

Bist du wahrer Zukunft Weissagerinn,
Leyer, gewesen? Hat der Geist, der dich umschwebt,
Göttermenschen, oder hat er
Vernichtungsscheue Gotteslaügner gesehn?

Was Klopstock bei'm Seekriege bemerkt, ließe es sich prosaisch nicht auch bei'm Landkriege, noch mehr aber bei'm Handel, bei jeder Art des Gewerbs und Fleißes, selbst in der Art der Erhebung öffentlicher Gefälle und Lasten, bei Behandlung stehender Heere zu Friedenszeiten (diesem entsetzlichen Druck der Menschheit), bei Einrichtung öffentlicher Gebäude, insonderheit der Gefängnisse und Krankenhäuser, bei Behandlung der Krankheiten und einer der ärgsten Krankheiten unsres Welttheils, der Rechtshändel und rechtlichen Strafen, noch klärer endlich in Behandlung der Wissenschaften, Einrichtungen der Polizei, öffentlichen Religion, Erziehung und des ganzen häuslichen Lebens bemerken? Durch Noth gezwungen, wider unsern Willen müssen wir einmal, Gott gebe bald, vernünftigere, billigere Menschen werden.

21.

Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihrem hoffnungsvollen Glauben an den Geist der Zeiten nur furchtsam und zweifelnd beitrete. Denn sobald man dem Wort seine magische Gestalt nimmt, was bedeutet es mehr, als die herrschenden Meinungen, Sitten und Gewohnheiten unsres Zeitalters; und sollten diese eines so hohen Lobes werth seyn? Sollten sie große und sichre Hoffnungen für die Zukunft gewähren?

Mir ist wohl bekannt, was für schön klingende Worte seit geraumer Zeit in Schriften und Gesellschaften im Umlaufe sind; sehen Sie aber auf die

Grundsätze der Menschen, die in Handlungen zur täglichen Lebensweise übergehen, was finden Sie da? Alle wahren, thätigen Gesinnungen zum Besten des Ganzen sind ihrer Natur nach mit Aufopferung verbunden; und wer opfert zu unsrer Zeit gern auf? Versuchen Sie's einmal, und bringen die kleinste Sache, die Mühe, Geld, Entsagung von Privatvortheilen, am meisten von der Eitelkeit fordert, zu Stande, und Sie werden gewahr, daß Sie ein saitenloses Klavier spielen. Die lautsten Patrioten sind oft die engherzigsten Egoisten; die wärmsten Vertheidiger des Guten sind nicht selten die kältesten Seelen; Adler in Worten, in Handlungen Lastthiere der Erde.

Hoffen Sie viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffen Sie nie. Auch sie sind Menschen; und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ist's oft zu bewundern, daß sie es noch blieben. Sie tragen die Fesseln ihres Standes; die engste Fessel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten gibt es einen Friederich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten gnugsame Kenntniß der Dinge, Ueberlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicher Weise selbst zur Sache greifen; so wird die Geschichte Josephs II. daraus, der mit den reinsten, nothwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kom-

men, oder außerordentlich gute und große, das ist, wahrhaftig göttliche Menschen senden; oder die Verbesserung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

Lassen Sie mich die herrschenden Gesinnungen anderer Stände und Innungen nicht durchgehen. Jede Zunft hat ihren Zunftgeist; der fesselt, zumal in unseren Zeiten, auch den besten Gemüthern Herzen und Hände. Man fühlt die Wände des alten Systems erschüttert, und fürchtet den Fall des ganzen Gebäudes; um so mißtrauischer hält man sich also an jeden Balken, an jeden Span des Balkens, und glaubt, mit ihm schon gehe alles verloren. Das alte Schwert ist verrostet; desto ängstlicher putzt man Griff und Scheide.

An's Volk wollen wir eher mit Bedauern und Großmuth, als mit Stolz und Zuversicht denken. Jahrhunderte lang ist's unerzogen geblieben; daß es erzogen werde, kann unser einziger Wunsch seyn, nicht daß es herrsche, nicht daß es gebiete und lehre. Die Besserung muß vom Haupt kommen, nicht von Füßen und Händen; ich kenne nichts Abscheulicheres, als eines wahnsinnigen Volks Herrschaft.

Lassen Sie sich auch die Stimmen unserer Philosophen nicht bis zur Täuschung bezaubern; die wärmsten sind nicht immer die hellsten Köpfe. Von ihren Wünschen, vom Anschein der guten Sache eingenommen, vom thätigen Leben und von der wahren Gestalt der Dinge entfernt, gefallen sie sich in Spekulationen; oder als der zarteste empfindlichste Theil des Publikums trösten sie sich über das, was nicht ist, mit Träumen, was seyn sollte, also auch seyn

wird. Der kranke, zarte, fast nur in der Einbildung lebende Rousseau, hat er mit seinen stark ausgedrückten, regegefühlten Visionen mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Wie ich fürchte, strebt der Geist unserer Zeiten vorzüglich zur Auflösung hin. Dem einen Theil der Welt sollen alle Bande aufhören; alles soll leicht und lustig werden, weil wir des Alten satt, träge und erschlafft sind. Der andere Theil der Menschen, der sich im Besitz, leider auch oft mit Härte und Uebermuth fühlet, verachtet die Beschwerden der andern, und scheint die Drommeten vor Jericho zu erwarten. Ein nicht erfreulicher Zustand. Ich kenne keine schlimmere Jahreszeit als die, in welcher alle Elemente gegen einander zu seyn scheinen, wenn Kälte, Regen und Sturmwinde toben.

Selten hat eine Verfassung, welche es auch sey, vom Grundgesetz ihrer Entstehung sich so weit abbiegen können, daß sie ohne Sturz ihre Basis hätte verlassen mögen. Die Staaten Europa's sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken; die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechteren auch das Beste mit unter. Vergönnen Sie mir also, daß ich vom Geist unserer Zeiten hinwegsehe, und mich noch etwas weiterhin an einige Gedanken des alten Philosophen zu Sans-Souci halte, der auch die Welt kannte.

Fortsetzung einiger Gedanken Friedrichs II.

* * *

„Ich bin durch ein Land gereiset, wo die Natur gewiß nichts gespart hat, den Boden fruchtbar, die Gegend lachend zu machen; aber es scheint, daß sie sich an Bildung der Pflanzen, Hecken und Flüssen, die die Gegend verschönen, erschöpft und nicht Kraft genug gehabt habe, unser Geschlecht daselbst auch so vollkommen zu machen. Ich habe fast ganz Westphalen auf unserer Reise gesehen; und gewiß, wenn Gott seinen göttlichen Hauch dem Menschen verlieh, so muß diese Nation davon wenig bekommen haben, daß man fast fragen möchte, ob diese Menschengestalten denkende Menschen sind oder nicht?" (1738.)

* * *

„Ihr habt Recht, daß die, die am konsequentesten handeln sollten, d. i. die Königreiche regieren, und mit Einem Wort über das Glück und Unglück der Völker entscheiden, oft die sind, die sich am meisten dem Ungefähr überlassen. Das macht, diese Könige, Fürsten, Minister sind Menschen wie andere; der ganze Unterschied, den das Glück zwischen sie und Leute von geringerem Range gesetzt hat, ist, daß sie wichtigere Geschäfte betreiben. Ein Strahl Wasser, der drei Fuß, ein anderer, der hundert Fuß hoch steigt, sind beides Wasserstrahlen, nur mit verschiedener Kraft emporgetrieben. Eine Königinn von England, mit einem weiblichen Hofe umgeben, wird in ihrer Regierung immer etwas Weibliches zeigen, Phantasieen und Launen." (1738.)

* * *

„Nichts zeigt so sehr die Verschiedenheit unserer von den alten Zeiten, als die Art, wie das Alterthum große Männer behandelte und wie wir sie behandeln. Große Gesinnungen, Erhabenheit der Seele, Festigkeit gelten

jetzt für chimärische Tugenden. „Er will den Römer machen," sagt man; „davon ist man zurückgekommen; das ist außer der Zeit." Desto schlimmer! Die Römer, die sich dieser Tugenden anmaßten, waren große Männer; warum sollten wir sie nicht nachahmen in dem, was Lob verdienet? (1738.)

* * *

„Unter Hunderten, die zu denken glauben, ist kaum Einer, der selbst denkt. Die andern haben nur zwei oder drei Ideen, die sich in ihrem Hirn umher drehen, ohne neue Formen zu erhalten; und auch dieser Eine unter den Hunderten denkt vielleicht, was ein anderer gedacht hat; sein Genie, seine Einbildungskraft ist nicht schaffend. Ein schöpferischer Geist vervielfältigt Ideen, faßt zwischen Gegenständen Beziehungen auf, die der unaufmerksame Mensch kaum bemerket. Stärke des gesunden Verstandes ist, nach meiner Meinung, der wesentliche Theil eines Mannes von Genie. Mittheilen läßt sich dieß kostbare und seltene Talent nicht; die Natur scheint damit zu geizen, um es einmal zu verleihen, nimmt sie sich ein Jahrhundert Frist."

* * *

„Der Vicegott der sieben Berge hat Avignon wieder bekommen: ein solcher Zug von Freigebigkeit ist selten bei den Regenten. Ganganelli wird darüber in die Faust lachen und bei sich selbst sagen: „auch die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Und das geschieht im philosophischen, im achtzehnten Jahrhundert! Wohlan nun, ihr Herren Philosophen, bestrebt euch bestreitet den Irrthum, häuft Gründe auf Gründe, um ihn in Staub zu legen; nie werdet ihr es verhindern, daß nicht viele Schwache über wenige Starke den Sieg davon tragen sollten. Werfet die Vorurtheile zur Thür hinaus; sie kommen zum Fenster hinein. Ein Andächtler an der Spitze des Staats, ein Ehrsüchtiger, den sein Interesse mit dem Interesse der Kirche bindet, wirft an Einem

Tage um, was zwanzig Jahre eurer Arbeiten kaum vollführt haben." (1761.)

* *
*

„Ich wünsche euch zum neuen Minister des Allerchristlichsten Königs Glück. Man sagt, es sey ein Mann von Geist, wenn er es ist, wird er weder die Imbecillität, noch die Schwachheit haben, Avignon dem Papste zurückzugeben. Man kann ein guter Katholik seyn, und doch dem Statthalter Gottes seine zeitlichen Besitzthümer nehmen, die ihn zu sehr von seinen geistlichen Pflichten zerstreuen und ihn oft in Gefahr seiner Seligkeit setzen. Wie fruchtbar auch unser Jahrhundert an Philosophen seyn möge, die unerschrocken, wirksam und eifrig Wahrheiten verbreiten, so muß man sich doch nicht verwundern, daß der Aberglaube auch sein Werk forttreibet. Seine Wurzeln haben alles umschlungen; er ist ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit; diese Dreieinigkeit herrscht in gemeinen Seelen so allgewaltig, als eine andere in den Schulen der Theologen. Welche Widersprüche vereinigen sich nicht im Gemüth des Menschen! Laß einen Schelm sich vornehmen, Menschen zu betrügen; er wird Glaubende finden. Der Mensch ist zum Irren gemacht; Irrthum kommt von selbst in seinen Geist; einige Wahrheiten entdeckt er nur durch unendliche Mühe." (1771.)

* *
*

„Die Welt wird von Gevattern und Gevatterinnen regiert; manchmal, wenn man genug Data hat, kann man die Zukunft errathen, oft betrügt man sich aber."

* *
*

„Als ein ächter Schüler der Encyklopädisten predige ich den allgemeinen Frieden, wie wenn ich ein Apostel des Abts St. Pierre wäre, und vielleicht werde ich nicht mehr ausrichten als er. Ich sehe, daß es den Menschen leichter wird, Böses als Gutes zu thun; ich sehe, daß eine unglückliche Verkettung der Umstände uns wider unseren

Willen

Willen dahinreißt, und mit unseren Projekten spielt, wie der Sturmwind in dem fliegenden Sande. Indessen geht der ordentliche Gang der Dinge fort." (1773.)

* *
*

„Ich habe den Artikel Krieg in den encyklopädischen Fragen gelesen. Wie? ein Fürst, der seine Truppen in blaues Tuch kleidet, und ihnen Hüte mit weißen Schnüren gibt, der sie sich kehren läßt rechtsum und linksum, kann er sie ehrenhalber einen Feldzug thun lassen, ohne den Ehrentitel eines Anführers von Taugenichten zu verdienen, die nur aus Noth gedungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben? Die Philosophen müssen Missionare auf Bekehrungen ausschicken, um unvermerkt die Staaten von den großen Armeen zu entladen, die sie in den Abgrund stürzen, daß nach und nach keiner übrig sey, der sich schlage. Kein Landesherr, kein Volk wird sodann die unglückliche Leidenschaft zu kriegen mehr haben, deren Folgen so verderblich sind; jedermann wird eine Vernunft äußern, so vollkommen als eine geometrische Demonstration. Ich bedaure sehr, daß mein Alter mich eines so schönen Anblicks beraubet, von dem ich nicht einmal die Morgenröthe erleben werde. Beklagen wird man mich und meine Zeitgenossen, daß wir in einem Jahrhundert der Finsterniß lebten, an dessen Ende zuerst die Dämmerung der vervollkommneten Vernunft anbrach. Alles hängt ja von der Zeit ab, in der ein Mensch auf die Welt tritt." (1773)

* *
*

„Gegen das viertägige Fieber und gegen den Krieg deklamiren, ist gleich vergebliche Arbeit. Die Regierungen lassen die Philosophen schreien, und gehen ihren Weg; das Fieber nimmt davon auch keine Kunde. Es hat Kriege gegeben, so lange die Welt ist; und wird Kriege geben, wenn wir nicht mehr hier sind. Ein Arzt muß das Fieber wegschaffen, nicht darüber satyrisiren."

* *
*

„Ludwig XV. ist nicht mehr. Es war ein guter Mann, der nur Einen Fehler hatte, daß er König war. Lasset seinen Schatten in Friede. Man darf empfindlich seyn über das Unrecht, das man leidet; man muß aber auch zu verzeihen wissen. Die finstre, gallichte Leidenschaft der Rache ziemt nicht für Menschen, die so kurz existiren. Wir müssen wechselseitig einander unsere Thorheiten vergessen und uns auf den Genuß des Glücks einschränken, das unsere Natur uns gönnet."

* * *

„Wenn Turenne und Louvois die Pfalz in die Asche legten, wenn der Marschall von Belle-Isle im letzten Kriege den Vorschlag that, ganz Hessen zu verwüsten: so sind solche Ausschweifungen ein ewiger Vorwurf der französischen Nation, die, so artig sie ist, sich zuweilen Grausamkeiten erlaubt hat, die nur für die ärgsten Barbaren gehörten. Ludwig XV. indessen verwarf den Vorschlag des Marschalls Belle-Isle, und zeigte sich hierin größer, als sein Vorfahr."

* * *

„Bei'm Leben der Könige ist schwerer über sie zu urtheilen, als nach ihrem Tode; ein einziger Umstand verändert oft die Sache so, daß man billigen muß, was man vorher verdammte. Ludwig XIV. ward bei seinen Lebzeiten getadelt, daß er den Successionskrieg unternahm; jetzt läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren, und jeder Unpartheiische gestehet ein, daß er niedrig gehandelt hätte, wenn er das Testament des Königes von Spanien nicht hätte annehmen wollen. Jeder Mensch macht Fehler, also auch die Fürsten; der wahre Weise der Stoiker und der vollkommene Fürst haben nicht existiret und werden nicht existiren. Fürsten, wie Karl der Kühne, Ludwig XI., Alexander VI., Ludwig Sforza, sind die Geißeln ihrer Völker und der Menschheit; solche Fürsten aber existiren jetzt nicht in unserem Europa. Wir haben schwache Regenten, nicht aber Ungeheuer, wie im 14ten und 15ten Jahrhundert. Schwäche ist ein unverbesserlicher Fehler;

man muß sich deßhalb an die Natur, nicht an die Person halten. Ich gebe zu, sie thun aus Schwachheit Böses, in Erbreichen ist's aber einmal ein nothwendiges Uebel, daß auch solche Wesen an der Spitze der Nation stehen: denn in keiner Familie folgen große Männer in Einer Reihe unverrückt auf einander. Glaubt mir! menschliche Einrichtungen werden nie zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit kommen; man muß sich mit dem Beinahe gnügen, und gegen unabänderliche Mißbräuche nicht gewaltsam deklamiren."

* * *

„Ich wünsche der französischen Nation Glück über die Wahl, die Ludwig XVI. an Ministern gemacht hat. Die Völker, hat ein Alter gesagt, werden nicht glücklich seyn, als wenn Weise ihre Könige seyn werden. Die französischen Minister, wenn sie gleich nicht Könige sind, gelten doch für dieselben an Ansehen und Gewalt. Euer König hat die besten Gesinnungen von der Welt, er will das Gute; nichts ist für ihn mehr zu fürchten als die Pest der Höfe, die ihn mit der Zeit umkehre und verderbe. Er ist jung: er kennt die Listen und Feinheiten nicht, dadurch die Hofleute ihn in ihr Interesse zu ziehen, ihn für ihren Haß oder ihre Ehrsucht einzunehmen suchen werden. Von Kindheit an ist er in der Schule des Fanatismus und der Imbecillität gewesen; dieß muß fürchten machen, daß er sich nicht getraue, selbst zu untersuchen, was man ihn verehren gelernt hat."

* * *

„Was ihr von unseren deutschen Bischöfen sagt, ist nur zu wahr; sie werden fett von den Zehenten aus Zion. Aber im heiligen römischen Reich machen das Herkommen, die goldene Bulle und dergleichen alte Thorheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man siehet sie, zuckt die Schultern, und die Sachen gehen ihren Gang fort. Den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Bischöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, insonderheit die Bettelmönche muß man vermindern. Damit wird

das Volk kühler, und wird den Mächtigen überlassen, die Bischöfe allgemach zum Besten des Staats zu disponiren. Dieß ist der gangbare Weg. Allmälig und ohn' alles Geräusch das Gebäude der Unvernunft untergraben, heißt es selbst fallen machen. In der Lage, in welcher der Pöbel ist, muß er Bullen und Breve geben, wie seine geliebten Söhne sie irgend verlangen; diese Macht, auf den idealischen Kredit des Glaubens gebauet, mindert sich, wie sich der Glaube mindert; und wenn an der Spitze der Nationen nur einige Minister sind, die sich über die gemeinen Vorurtheile erheben, so macht der heilige Vater bankerut. Schon sind seine Wechsel und Papiere zur Hälfte im Mißkredit. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vortheil genießen, frei denken zu können, und keine Auftritte mehr zu sehen, wie sie Toulouse und Amiens zeigten."

* * *

„Ich kenne weder Turgot noch Malesherbes; wenn sie wahre Philosophen sind, sind sie an ihrem Platz. Weder Vorurtheil, noch Leidenschaft gilt in den Geschäften; die einzige erlaubte Leidenschaft ist für's gemeine Beste. So dachte Marc Aurel, und so soll jeder Regent denken, der seine Pflicht erfüllen will."

* * *

„Die Regierung in Pennsylvanien, wie sie jetzt eingerichtet ist, gefällt euch; sie ist nur Ein Jahrhundert alt, laßt sie noch fünf oder sechs Jahrhunderte fortdauern, und ihr kennet sie nicht mehr. So wahr ist es, daß Unbestand eines der beständigsten Gesetze der Welt sey. Laß Philosophen die weiseste Regierung gründen, sie wird dasselbe Schicksal haben; und sind die Philosophen vor Irrthum immer gesichert gewesen? Sie haben ihn selbst oft auf die Bahn gebracht, wie des Aristoteles substantielle Formen, der Galimathias des Plato, Descartes Wirbel und Leibnitz Monaden zeigen. Was ließe sich nicht von den Paradoxen sagen, mit denen Rousseau (wenn man ihn unter die Philosophen rechnen kann)

Europa beschenkt hat; und doch hat er manchen guten Vätern das Hirn so weit verrückt, daß sie ihren Kindern die Erziehung seines Emils geben. Aus allen diesen Beispielen folgt, daß ungeachtet aller angewandten Mühe die Menschen in keiner Sache zur Vollkommenheit gelangen werden."

* * *

„Ich wünsche euch zu eurer guten Meinung von der Menschheit Glück, ich, der ich aus Pflicht meines Standes diese Gattung Geschöpfe auf zwei Beinen ohne Federn, sehr gut kenne, muß euch voraussagen, daß alle Philosophen der Welt das menschliche Geschlecht von dem Aberglauben nicht frei machen werden, an dem es hängt. Die Natur hat dieses Ingrediens in die Komposition der ganzen Gattung gemischt; eine Furcht, eine Schwäche, eine Leichtgläubigkeit, eine Uebereilung des Urtheils ziehet Menschen durch einen natürlichen Hang in das System des Wunderbaren; und es gibt nur wenig philosophische Seelen, die stark genug gebaut sind, um die tiefen Wurzeln und Vorurtheile, die die Erziehung in sie schlug, zu zerstören. Diesen hat sein gesunder Verstand von einigen Volksirrthümern losgemacht, er empörte sich gegen Ungereimtheiten; jetzt kommt der Tod ihm näher, und aus Furcht fällt er in den Aberglauben; er stirbt als Kapuziner. Bei jenem hängt seine Art zu denken von einer guten oder üblen Verdauung ab. Es ist also nicht gnug, Menschen den Trug zu entnehmen; man müßte ihnen auch eigene Stärke des Geistes einhauchen; oder Empfindlichkeit und der Schrecken des Todes werden auch über die stärksten, nach aller Methode vorgetragenen Vernunftlehren triumphiren. Ihr glaubt, weil Quäker und Socinianer eine einfachere Religion festgestellet haben, man noch mehr simplificiren und auf solchen Grund einen neuen Glauben aufführen könnte; ich komme aber auf mein Voriges zurück, und bin überzeugt, daß wenn diese Heerde Neuglaubender angewachsen wäre, sie in Kurzem einen neuen Aberglauben in die Welt stellen würde; es

sey denn, daß sie nur aus Seelen, frei von Furcht und Schwachheit, bestände. Und diese sind nicht die gemeinsten. Das glaube ich indeß, daß die Stimme der Vernunft, wenn sie sich gegen den Fanatismus immer stärker erhebt, die zukünftige Generation duldsamer, als die jetzige ist, machen kann; und auch das ist schon viel gewonnen."

22.

Gern geben wir Ihnen den größesten Theil Ihrer Zweifel, die Sie mit dem Ansehen des großen Königes unterstützt haben, zu, aber was folgt daraus? Sollen wir, wenn wir auch Ursache hätten, an der höchsten Vollendung des edelsten Werkes zu zweifeln, dieß Werk deßwegen aufgeben, und an der guten Sache verzweifeln? Das wollte der große König nicht; er blieb seiner Pflicht getreu und ließ die Hand nicht vom Steuer, wenn er gleich wußte, daß er sein Schiff nicht regieren könnte. Zu dieser Thätigkeit munterte er seine Freunde auf, hielt seine Unterthanen an; sie war ihm die Seele des Lebens. Auch sahe er wohl, daß die Zeit fortrückte. „Es scheinet (sagt er im Jahre 1777), daß Europa jetzt im Zuge ist, sich über alle Gegenstände, die auf das Wohl der Menschheit am meisten Einfluß haben, aufzuklären, und man muß Euch das Zeugniß geben, daß Ihr mehr als Einer unserer Zeitgenossen dazu beigetragen habt, es mit der Fackel der Philosophie zu erleuchten." Wenn er auf seinem Standpunkt, dazu im höchsten Alter nicht in jede brausende Hoffnung der Encyklopädie einstimmen

konnte, so war dieß nicht nur ihm verzeihlich, sondern sehr vernünftig. *) Der Menschheit zu viel und zu wenig zutrauen wollen: beides ist schädlich.

Daß es zu unserer Zeit edle, gute, große, selbst aufopfernde Seelen gebe, diesen Glauben wird mir niemand rauben: denn ich habe ihn durch Erfahrung bewähret. Daß selbst diese Großmuth aber, wie alles andere, das Gewand der Ze t tragen müsse, kann uns nicht unerwartet seyn. Weil wir so gar viel bedürfen, sind wir von gar viel Fesseln gebunden; daß diese drückenden Fesseln aber wenigstens der Großmuth loser gemacht werden möchten, wer wünschet dieß mehr als die ächte Humanität selbst? Fast kann sie ihres Wunsches auch nicht ungewiß seyn, da bei dem immer wachsenden unersättlichen Bedürfniß die Natur der Dinge selbst einen neuen Anfang herbeizuführen scheinet. Wenn jeder Einzelne fühlt, er könne in seinem jetzigen Verhältnisse der leidenden Menschheit nicht zu Hülfe kommen, wie er sollte, so werden, so müssen sich diese Verhältnisse mit der Zeit ändern. Die Natur selbst arbeitet daran und keine menschliche Kraft kann es hindern. Ist das Salz, das den Körper würzen soll, abgeschmackt, wozu ist es nach dem Evangelium nütz, als daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten?

Auch darüber wollen wir uns also nicht wundern, wenn gewisse alte Aeste und Zweige unserer

*) Um so mehr, da sie in der That nicht erfüllt worden sind. Nie ist besser gezeigt worden, welcher Vorzug dem gesunden Verstand vor blendenden Spekulationen zukömmt. M.

Verfassung nicht mehr so viel Kultur erhalten als ehemals. Man fühlt, daß sie dürre Aeste sind, und wünscht junge Sprossen an ihre Stelle. Lasset uns die beklagen, die als fruchtbare Zweige auf einem dürren Ast stehen; lasset uns die tadeln, die den Ast verdorren ließen oder ihm seinen Saft entzogen; die Achtung und Meinung der Zeit aber kann sich nur nach dem was da ist, nicht was es ehemals war oder künftig seyn wird, gestalten. Jedes der Menschheit erwiesene Unrecht rächet auf's fürchterlichste sich selbst; und wehe, wem der Glaube oder Nichtglaube hieran mit Spott und Verachtung in die Hand kommt.

Stände veralten; mithin verjüngen sich auch Stände. Es ist Ein und dasselbe Gesetz der Natur, daß diese Seite des Rades hinunter, jene emporkehrt. Neuen Most, sagt das Evangelium, fasse man in neue Schläuche; so werden sie beide erhalten.

Was hilft es, gegen die Vorurtheile der Erziehung Klage erheben? Man bessere die Erziehung, so fallen die Klagen weg. Philosophie aber kann dieß nicht allein thun; sie ist nur der linke Arm, Regierung ist der rechte Arm der Menschheit. Nur mit beiden läßt sich das große Werk, und alsdann sehr leicht vollführen.

Was nützt es, über ungeschaffene oder halbgeschaffene Menschen zu klagen, deren Ausbildung ja uns allein überlassen ward? Dem trägen Erdkloß hauche Odem des Lebens ein; er wird sich munter bewegen und dir fröhlich danken.

Ist's genug, auch in der Regierung der Völker

Uebel zu bedauern, die wir heilen, denen wir zuvorkommen können? Lasset Stände, lasset Menschen in allen Aemtern und Bedienungen human und gerecht, groß, gut und billig denken; der Regent kann nicht anders, als mit und gleich ihnen denken. Denn nur aus einzelnen Theilen besteht das Ganze; verbessern sich die Theile und halten zusammen; das Ganze wird gut, ehe man's merket.

Tadeln Sie mir also nicht meine Philosophen, auch bei ihren kränklichen Klagen oder bei ihren überspannten Wünschen. Ist nicht der kränkliche Theil des Körpers der Witterung am meisten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Quecksilber muß in einer gläsernen Röhre verschlossen seyn, wenn sie ihr Amt thun sollen. Anderntheils muß, wer andere ermuntern, entflammen will, selbst warm und munter seyn. Der kältere Beobachter oder Geschäftsmann wird ihn schon zurechtweisen.

Welch ein Unglücksprophet sind Sie aber, daß Sie das barbarische Kriegs- und Eroberungssystem für die unerschütterliche Grundfeste Europa's halten? Das hat der große König nicht gemeint, so manchen Einfall er sich, zumal in jüngeren Jahren, über den guten Abt St. Pierre erlaubte. Wäre diese traurige Behauptung wahr, was könnte man anders sagen, als: zum Wohl der Menschheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange gnug sich selbst und die Welt beunruhigt? Triefen nicht alle Länder vom Blut derer, die es erschlug, vom Schweiße derer, die es als Sklaven quälte? Auf den Tafeln der Natur stehet das große Gese-

der Billigkeit und Wiedervergeltung geschrieben: „man mache gut, was man böse gemacht hat; oder büße durch eigene Verbrechen.“ Ich hoffe das Erste. Europa wird gut machen, was es im Taumel der Leidenschaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, unter dem Joche der Vorurtheile und des Despotismus böse gemacht hat; und die ganze Menschheit wird sich seiner kläreren Vernunft, seiner gesetzteren Billigkeit, seines richtigeren Kalkuls freuen.

Denken Sie sich eine Gattung Thiere, die nicht des Bedürfnisses, sondern des Vergnügens, der Kunst, der Raserei eines Einzigen ihrer Art wegen, sich selbst aufrieben, was würden Sie vom Urheber der Natur sagen? Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht, nicht einander zu sieden, zu braten und künstlich zu morden.

Der große Friedrich nannte die Kriege Fieberanfälle der Menschheit. Dem Fieber ruft man einen Arzt. Auch dieß Fieber wird seinen Arzt finden, der seine Anfälle wenigstens lindere oder mindere. Denn das Menschengeschlecht dauert fort; was Eine Zeit nicht thun konnte, kann die andere. Plus ultra ist der Spruch der Menschheit, plus ultra! Kein Hercules hat an die letzten Säulen gereicht; niemand wird sie erreichen.

23.

Neulich sprach jemand von einer Gesellschaft, von der er sonderbare Dinge behauptete. Er sagte:

„ihre wahren Thaten seyen so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen könnten, ehe man sagen dürfte: das haben sie gethan! „Gleichwohl hätten sie alles Gute gethan, was noch „in der Welt ist (merke wohl, sagte er, in der „Welt!) und führen fort, an alle dem Guten zu „arbeiten, was noch in der Welt werden wird „(merke wohl, sagte er, in der Welt!). Und, setzte „er hinzu), die wahren Thaten dieser Gesellschaft „zielen dahin, um größtentheils alles, was man „gemeiniglich gute Thaten nennt, entbehrlich zu „machen."

Wer war begieriger über dieses Räthsel als ich? Und hier ist ungefähr unser Gespräch darüber.

Gespräch
über eine unsichtbar sichtbare Gesellschaft.

Er. Wofür hältst du die bürgerliche Gesellschaft der Menschen?

Ich. Für etwas sehr Gutes.

Er. Unstreitig. Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel? Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen worden, oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ich. Jenes scheinen Einige behaupten zu wollen, dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Er. So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückselig-

keiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts —

Ich. Gut also! Das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Er. Nichts als Mittel, und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen. Nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ich. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Er. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ich. Ich glaube dich zu verstehen. Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere: manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Er. Das ungerechnet! Setze die beste Staats-

verfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nicht gewußt hätte?

Ich. Es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Er. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? O zehne für Eines.

Ich. Nur Eines erst.

Er. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben; würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ich. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Er. Und jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eigenes Interesse? jedes Glied desselben hätte das Interesse seines Staats?

Ich. Wie anders?

Er. Diese verschiedenen Interessen würden öfters mit einander in Kollision kommen, so wie jetzt; und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ich. Sehr wahrscheinlich.

Er. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das Geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ich. Das ist leider wahr.

Er. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich trennet. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben?

Ich. Das ist ein gewaltiger Schritt.

Er. Hätten sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug gegen einander streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ich. Allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch möglich ist.

Er. Ich eben so wenig. Auch nahm ich jenes nur an, um dir deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft ganz ihrer Absicht entgegen verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. Laß mich noch das dritte hinzufügen. Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ich. Wie so?

Er. Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe; unmöglich können alle Glieder unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil hätten, so

können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Es wird bald reichere und ärmere Glieder geben.

Ich. Das versteht sich.

Er. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl gibt, die in dieser Verschiedenheit der Stände ihren Grund nicht hätten.

Ich. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! Aber was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Er. Verkennst du mich so weit? Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ich. Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Er. Allerdings. Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ich. Wohin? Ich verstehe dich nicht.

Er. Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt

einigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ich. Das wohl nicht.

Er. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ich. Wie heilig?

Er. Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen.

Ich. In Absicht..

Er. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich za machen als möglich.

Ich. Wie könnte das verboten seyn?

Er. Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten. Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein opus supererogatum seyn, und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ich. Recht sehr zu wünschen.

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhöret.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die dem Vorurtheil ihrer angebornen Religion nicht unterlägen:

nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch? Nicht bloß hier und da; nicht bloß dann und wann. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ich. Wollte Gott!

Er. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ich. Schöner Traum!

Er. Daß ich es kurz mache. Und diese Männer die *** wären?

(Hier nannte er mir den Namen der Gesellschaft; doch ohne mich im mindesten zu ihr einzuladen. Er, der aufrichtigste Mann, gestand selbst, daß die genannten Absichten zu ihrem Geschäft nur so mit gehörten; daß „dieß Geschäft nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas „Nothwendiges sey, darauf man durch eignes Nachdenken eben sowohl verfallen könne, als man durch „andere darauf geführt wird; daß Worte, Zeichen „und Gebräuche, daß die ganze Aufnahme in diese „Gesellschaft nichts Nothwendiges, nichts Wesent=

„liches sey:“ und durch diese Winke geleitet, war ich auf sicherem Wege. Es begann zwischen uns ein zweites Gespräch, ungefähr folgendermaßen:

Ich. Wenn es auch außer deiner Gesellschaft eine andere, freiere Gesellschaft gäbe, die das große Geschäft, wovon wir sprachen, nicht als Nebensache, sondern als Hauptzweck, nicht verschlossen, sondern vor aller Welt, nicht in Gebräuchen und Sinnbildern, sondern in klaren Worten und Thaten; nicht in zwei oder drei Nationen, sondern unter allen aufgeklärten Völkern der Erde triebe; nicht wahr, so entließest du mir die Aufnahme in deine kleine Gesellschaft?

Er. Herzlich gern. Das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden einer dunklen Kammer ansetzt.

Ich. Zumal wenn ich in dieser Gesellschaft, die zu allen Zeiten existirt hat und existiren wird, längst gelebt, und in ihr mein Vaterland, meine innigsten Freunde gefunden hätte?

Er. Desto besser.

Ich. Und in meiner Gesellschaft nichts von dem zu befürchten wäre, was ich in der deinigen immer noch besorgen muß; wo nicht Trug für Wahrheit, so wenigstens pädagogische Anleitung, Pedanterie des Herkommens, Aufhalt?

Er. Ganz nach meinem Sinn; aber nenne mir deine Gesellschaft.

Ich. Die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen.

Er. Groß genug ist sie; aber leider eine zerstreute, unsichtbare Kirche.

Ich. Sie ist gesammelt, sie ist sichtbar. Faust oder Guttenberg war, wie soll ich sagen? ihr Meister vom Stuhl, oder vielmehr ihr erster dienender Bruder. Ich treffe in ihr alles an, was mich über jede Trennung der bürgerlichen Gesellschaft erhebt, und mich zum Umgange nicht mit solchen und solchen Menschen, sondern mit Menschen überhaupt, nicht nur einführt, sondern auch bildet.

Er. Ich verstehe dich wohl. Seitdem die Buchdruckerei ihre Worte und Zeichen in alle Welt sendet, sollte es, meinst du, keine geheimen Worte und Zeichen mehr geben. Indessen stiftet auch die Buchdruckerei nur eine idealische Gesellschaft.

Ich. Wie es in diesen Dingen seyn muß. Ueber Grundsätze können sich nur Geister einander erklären; die Zusammenkunft ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreuend und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern auf Faust's Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Er. Und sie heben dich über alle Vorurtheile der Staaten, der Religion, der Stände?

Ich. Völlig. Entweder denke ich bei meinen Gesellschaftern Homer, Plato, Xenophon, Tacitus, Marc Antonin, Baco, Fenelon gar nicht daran, zu welchem Staat oder Stande sie gehörten, welches Volks und welcher Religion sie waren; oder wenn sie mich daran erinnern, geschieht's gewiß mit wenigerer Störung, als es in deiner sichtbaren Gesellschaft je geschehen kann und mag.

Er. Gewiß.

Ich. Und kann darauf rechnen, daß sich in dieser Gesellschaft, an eben diesen Grundsätzen und Lehren alle edlen Geister der Welt mit mir vereinigen.

Er. Und du kannst selbst mit ihnen sprechen, dich ihnen vernehmlich und hörbar machen auf eben dem Wege.

Ich. Wenn ich's wie du könnte! Ich sprach mit deinem Geist, ehe ich deine Person sah; ich kannte dich, ohne von einer geheimen Gesellschaft zu seyn, am Wort, am Griff, am Schlage. Deine und anderer Thaten haben längst und sicherer bei mir bewirkt, was Gebräuche und Zeichen nur sehr unsicher und langsam bewirken könnten; sie haben mich über jedes Vorurtheil von Staatsverfassung, angeborner Religion, Rang und Ständen längst erhoben.

Er. Welche Thaten?

Ich. Poesie, Philosophie und Geschichte sind, wie mich dünkt, die drei Lichter, die hierüber Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten; ein heiliges Dreieck! Poesie erhebt den Menschen durch eine angenehme, sinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und Einseitigkeiten. Philosophie gibt ihm feste, bleibende Grundsätze darüber, und wenn es ihm nöthig ist, wird ihm die Geschichte nähere Maximen nicht versagen.

Er. Ob aber auch diese Grundsätze, diese Maximen und Anschauungen Thaten wirkten? Gäbe nicht die Gesellschaft einen Antrieb mehr?

Ich. Ich nehme dir deine eigenen Worte aus dem Munde. „Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle

mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer."

Er. Und was wäre dein einziger Antrieb?

Ich. Humanität. Gäbe man diesem Begriff alle seine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen, und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht, sich und andern an's Herz; alle Vorurtheile von Staatsinteresse, angeborner Religion, und das thörichtste Vorurtheil unter allen, von Rang und Stande würden —

Er. Verschwinden? Da irrest du dich sehr.

Ich. Nicht verschwinden; aber gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden; was deine genannte und vielleicht verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken konnte, wenn sie es bewirken wollte. Weißt du es nicht besser als ich, daß alle dergleichen Siege über das Vorurtheil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müssen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und stimmt sich d se von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und Zeichen verstehen sie sich, und bauen in stillen Thaten den großen, edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage, praktisch; er freuet sich aber auch am Werk anderer Hände, weil er überzeugt ist, daß dieß unendliche, unabsehliche Gebäude nur von allen Händen vollführt werden kann, daß alle Zeiten, alle Beziehungen

dazu erfordert werden, mithin ein jeder einen jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige, daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände.

Er. Du bist auf dem rechten Wege; auf ihm gibt es freie Arbeit. Kein wahres Licht läßt sich verbergen, wenn man es auch verbergen wollte; und das reinste Licht sucht man nicht eben in den Grüften.

Ich. Alle solche Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen seyn; sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsre Zeiten. Für unsre Zeiten ist gerade das Gegentheil ihrer Methode nöthig, reine, helle, offenbare Wahrheit.

Er. Ich wünsche dir Glück. Glaubst du aber nicht, daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde?

Ich. Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sey du der Erste unsrer Gesellschaft. *)

24.

Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde; könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?

---

*) Der erste Theil dieses Gesprächs ist aus Lessing's Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer, Wolfenbüttel 1781 genommen, denen der zweite Theil des Gesprächs eine andre Wendung gibt.

Menschen sind wir allesammt, und tragen sofern die Menschheit an uns, oder wir gehören zur Menschheit. Leider aber hat man in unsrer Sprache dem Wort Mensch, und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dieß mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. „Der Mensch!"*) sagen wir jammernd oder verachtend und glauben einen guten Mann auf's lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen: „es habe ihn die Menschlichkeit übereilet." Kein vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt, als wenn man den Namen seiner Stadt oder Landsmannschaft zum Ekelnamen machte. Wir also wollen uns hüten, daß wir zu Beförderung solcher Menschlichkeit keine Briefe schreiben.

Der Name Menschenrechte kann ohne Menschenpflichten nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

So auch Menschenwürde und Menschenliebe. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch seyn wird, hat seinem größesten Theil nach keine Würde; man darf es

---

*) Adelung hat sogar dem verbannenswürdigen Ausdruck „das Mensch" einen langen Artikel einräumen müssen.

eher bemitleiden, als verehren. Es soll aber zum Charakter seines Geschlechts, mithin auch zu dessen Werth und Würde gebildet werden. Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial worden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth seyn: denn eine Angelität im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß;

oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildeten Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie ihm wenigstens unverfänglich scheinen: denn Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.

25.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort Humanität in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft auf; der Begriff, den es ausdrückt, noch mehr aber dessen Geschichte scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

So lange der Mensch, dieß wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete, und sich dabei mit dem was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der dauernden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriff dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigesellt ist. Der Mensch ist von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen

Odem durchhauchte Leimhütte; sein Leben ist ein Schatte, sein Loos ist Mühe auf Erden.*)

Schon dieser Begriff führte zur Menschlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben, diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dieß Menschengefühl als Pflicht einschärfen oder als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dieß Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: ανϑρωπος ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen eben so wenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedauernden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt,

---

*) Siehe in Friedrich Schlegel's trefflichem Werke über der alten Indier Weisheit und Sprache, den ursprünglich klagenden Ton ihrer heiligen Schriften; als wäre darin etwas merkbar von der Betrübniß nach dem Fall. M.

— Wie sie gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen
und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend; dann aber in
Kurzem
Welken und fallen entseelet dahin —

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achills bedauert, die um ihren Gebieter trauern:

Er sprach im Innern der Seele:

Arme, warum gaben wir euch dem Könige Peleus,
Einem Sterblichen, euch, die niemals altern und sterben?
War's, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu
sehen?
Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist;
Keines von allen, die über der Erde sich regen und athmen.—

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen, und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion war's, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllet, und allmälig dieß Erbarmen

auch auf Feinde verbreitet.*) Was Poesie und gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu danken, daß in Form so mannigfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei andern Völkern andre zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte Bedürfniß des Staats theils befördert, theils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß genug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk u. s. Wer diese Rechte mit größester Strenge verfolgte, konnte gerecht seyn, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedre, Fremde, Feinde nicht als römischer Bürger oder

*) Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner opuscul. academic. vortrefflich gezeiget.

Patricier, sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen;*) vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherinn und Gesellinn, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die Humanität zuerst als eine Bezähmerinn harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weiter vererbte: so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name humaniora an den ernsten und schönen Zweck, den die Wissenschaften befördern sollten; diesen wollen wir, da wir menschliche Wissenschaften doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort Humanität nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen eben so wohl als die Römer.

*) Ernesti's Rede de humanitatis disciplina ist hierüber bekannt

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit, da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein Pflichtträger, ein Unterthan, ein Vasall, ein Diener.*) Wer dieß nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienenden Menschen zugehörten, waren Uebermenschen. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß Menschenpflicht (homagium), und wer ein freier Mann seyn wollte, mußte durch den Mannrechtsbrief, beweisen, daß er kein homo, kein Mensch sey. Wundern Sie sich nun, daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? seiner Abstammung selbst nach heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, Mennisk', ein Männlein.**) Auch Leute, Leutlein wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet, das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle, war Herr und Eigenthümer über Land und Leute; und seine Seckelträger, Kanzlisten, Kapellane, Vasallen und Klienten waren homines, Menschen oder Menschlein, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen bloß das Verhältniß

---

*) Daher noch der Ausdruck: er ist ein homo! Du homo! „u. f."

**) Weder Wachter noch Adelung haben diesen Ursprung der Endung im Wort Mennisk bemerkt; er scheint aber der wahre; denn wenn man das Wort Mensch nach Niedersächsischer, d. i. der alten und ächten Art ausspricht, so heißt es Men-sch (Mensk), d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein.

gab, nach welchem sie **ihm** angehörten.*) Lassen Sie uns ja zum Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen: denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

26.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die **Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht.** Eben in dem, wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon so wenig als von der Menschheit selbst lossagen. Dieß ist das wahre studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortrefflich vorangegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig: seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette; sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist theil=

---

*) S. hierüber Du Fresne Glossar. artic. **Homo**: Homines denariales, chartularii, fiscales, ecclesiastici, de corpore, pertinentes, commendati, casati, feudales, exercitales, ligii, de manu mortua, de suis manibus, de manupastu etc.

theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eignen Handlungen soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierin ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er konstituiret sich selbst; er konstituirt mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater; Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrschet, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich, und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen Betrachtungen über sich selbst mehr als in seiner Statue vor dem Kapitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlecht sanftmüthig-groß gebietet?

Marc Antonin über sich selbst.

„Vom Apollonius habe ich gelernt, frei zu seyn, und ohne Wankelmuth unbeweglich; auf nichts anders auch mit dem kleinsten Seitenblick hinzusehen, als auf die Vernunft; immer derselbe zu seyn, unter den heftigsten Schmerzen, beim Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie derselbe Mann sehr strenge und doch auch nachgebend seyn könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhaftet werde, noch solche gefühllos zurückweisen dürfe."

„Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfing das Muster einer väterlichen Haushaltung, und den Sinn nach der Natur zu leben. Ich lernte ernst seyn ohne Steifheit, mich in Freunde schicken ohne Laune, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich, was Gefälligkeit gegen jedermann sey: denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu eben der Zeit bei allen in Achtung."

„Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea, Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen: ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freiheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweiset. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, gutthätig seyn auf die beste reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen, und auf die Liebe der Freunde trauen; es ihnen gestehen, worin man mit ihnen unzufrieden sey; was man wolle oder nicht wolle sie nicht errathen lassen, sondern es ihnen klar sagen."

„Haben wir den Verstand mit einander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses: so ist uns auch die Vernunft gemein, die vorschreibt, was wir zu thun und nicht zu thun haben. Ist dieß, so haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an Einem gemeinschaftlichen Staate Theil. Dieser Staat ist die Welt: denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht Theil nehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe gesetzgebende Vernunft: denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irdische an mir, das Feuchte, das Luftige, das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt, und dahin gehöret: so

muß auch der Verstand irgend woher seyn und dazu gehören."

„Was dir füglich ist, o Weltall, ist auch mir bequem. Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät, was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was deine Horen mir bringen. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück. Wenn jener sagte: o du geliebte Cecrops-Stadt, sollte ich nicht sagen: o du geliebte Gottes-Stadt!"

„Der Geist des Weltalls ist ein Gemeinheitstifter. Das Schlechtere hat er des Bessern wegen hervorgebracht, das Bessere harmonisch zu einander geordnet. Du siehest, wie er unter-, wie er zusammenordnete, wie er jedem Dinge nach Würde das Seinige zutheilte, und die edelsten Wesen zum einstimmigen Wohlwollen, zum Gleichsinn gegen einander verknüpft hat."

„Stehest du des Morgens ungern auf, so ermuntere dich mit dem Gedanken: ich erwache zum Werk des Menschen! Sollte ich mit Unwillen dran gehen, das zu thun, deßhalb ich geboren, dazu ich in die Welt kommen bin? „Die Ruhe ist aber angenehm." Bist du zum Genießen geboren? oder nicht vielmehr zum Thun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Platze mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenberuf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem, was deine Natur von dir fordert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur, und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung derselben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schätzest deine Menschennatur geringer als der Drechsler die Drehekunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Ehrsüchtige ein wenig Ehre. Scheinen dir Arbeiten zum gemeinen Wohlseyn zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?"

„Siehe zu, daß du nicht verkaisert werdest;

nimm die Tinktur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach, gut, unverfälscht, ernsthaft, prachtlos, rechtliebend, gottverehrend, sanftmüthig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohlanständigen Werk. Kämpfe, daß du der bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehre die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben; und es gibt nur Eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke."

„Glaube nicht, daß wenn dir etwas schwer dünkt, es dem Menschen unmöglich sey: und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich."

„Gegen unvernünftige Thiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als einer, der Vernunft hat, großmüthig und frei. Gegen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, geselliger Vernunft."

„Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie."

„Fange endlich einmal an ein Mensch zu seyn; hüte dich aber eben so wohl den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft; beides ist schädlich."

„Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu thun, als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen, was ihm Gott anweiset."

„Mensch! Du warest in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich, daß du es nur fünf Jahre lang warest? Was nach Gesetzen geschieht, thut niemanden unrecht. Was ist denn Schreckliches darin, daß dich nicht ein Tyrann, noch ein ungerechter Richter, sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. — „Aber die fünf Akte des Stücks sind von

mir noch nicht geendet, sondern nur drei. „Wohl! Im Leben sind drei Akte auch ein Stück. Was ein Ganzes seyn soll, bestimmet der, der einst Compositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh also zufrieden fort; auch er entläßt dich zufrieden."

— So spricht Marc Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: „Heiliger bitte für uns," sondern: „menschlicher Kaiser, sey uns ein Muster."

27.

Neulich lernt' ich in der Gesellschaft unsrer unsichtbar Sichtbaren *) einen besondern Mann kennen, der sich Realis de Vienna nannte. Er nahm es als Deutscher mit allen Ausländern um den Preis der Wissenschaften und des Verstandes auf, und tadelte mehrere Schriftsteller Deutschlands, daß sie die Ehre ihres Vaterlandes zu sehr verkannt, Fremde zu sehr gelobt, ihnen nachgeahmt, geschmeichelt haben. — — Doch sie sollen seine Behauptungen selbst hören:

„Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen 4 Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt

---

*) Daß dieses keine Swedenborgische Geisterversammlung oder eine andre geheime Gesellschaft sey, ist aus dem drei und zwanzigsten Briefe klar. Die sichtbar Unsichtbaren und unsichtbar Sichtbaren sind nichts mehr und minder als gedruckte Schriften.

durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunfttestament, die deutsche das neue nennen."

„Durch zwei Stücke wird vornämlich ein Volk herrlich, durch Ehrliebe und Verstand zusammen; Tapferkeit und alles andre, was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichthum und Macht, aus allen mit einander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmüthigkeit und Landesliebe, die übrigen Europäer (außer den berühmten fünf Hauptvölkern) aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben."

„Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen. Verstand aber allein, oder Großmüthigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen seyn."

„Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, ihre Macht, Stolz, Troß, ihre Verleumdungen und der Deutschen Verachtung, das Mährchen von der Deutschen Dummheit, unsre Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsre eignen Unkosten gepeitschet werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der Deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Lüderlichkeit und Blindheit. Alles dieß hängt an einander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt."

„Dieß Mährchen scheuet man sich in's Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtkenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen, u. s." Dieß beweiset man, statt Erfinder anzuführen, mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß für Verstand halten; mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsre Dummheit beweisen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz unsre Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; sobald sich derselben eine einer zuschreibt, so ist's damit aus, sie ist verloren."

„Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteste Mensch der Welt an, wenn er mich schändet? Ich habe die Briefe von seiner Tugend, wenn er mich verleumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre fordert; sonst aber muß man von seines Feindes Tugend stillschweigen, sonderlich wo sein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer schimpfen."

„Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht schimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beschämung gestraft werden, Unterricht hat da keine Statt. Will man vorsetzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten, die Schafe nicht zu fressen, so wird Bosheit durch die Ehre gestärkt, und andre zu gleicher Bosheit gereizt; bonis nocet, malis qui parcit.

„Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist: so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzugroßer Zorn. Der Päpstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen die

Welt nicht so verderbt, als die heimliche Herrschsucht der bescheidnen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroschne Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit ist: so ist's mit dem Senf der Bescheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit; es ist eine nothwendige Sache."

„Unsre Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe thun, und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, so zählen sie her, wie hier und da ein Franzose Wittenberg, Altorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug; inmittelst weil solche Unwissenheit aus Stolz und Verachtung unser herrührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweisen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil= und Sinnigkeitfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demüthigen. Wie werden wir sie damit demüthigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der deutschen Sachen, woran wir selbst Schuld sind, weil wir unsere Sachen selbst verachten."

„Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße, vielweniger werden sie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annehmung und Nachahmung, und läugnen, daß es unser sey mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung seyn und bleiben?"

„Lernen ist eigentlich der Kinder Amt und Eigenschaft; daher Kinder der Strafe unterworfen sind; sie müssen gehorchen. Erwachsenen Leuten ist's gar unanständig, lernen sollen, was sie selbst können sollten; weit unanständiger aber ist einem ganzen Volk, einem anderen Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtschaft.“

„Der Schüler ist allezeit unterm Lehrmeister, der Erfinder hat die Ehre vorm Nachmacher; Erfindung macht Naturherren, Nachahmung Naturknechte.“

„Wenn ein ganz Haus mit allen Hausgenossen, alt und jung, sich gegen seinen Nachbar so anstellte; der Mann ahmete dem Nachbar, die Frau der Nachbarinn, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: das Haus ist voll Narren, die drin wohnen sind alle unsinnig! Und trieben sie die Haserei nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den Ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren seyn dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger.“ — —

In dem Ton sprach **Realis de Vienna** weiter. Er zeigte, daß die Nachahmung zumal der Franzosen den Deutschen schädlich und verderblich sey; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eigenen Kräften. Mit Nachahmung seyen die welschfranzösischen Laster zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig; ja man müßte den Deutschen auch in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulassen, weil keine Grenze bestimmt werden könne, was? wie viel? wie weit nachzuäffen sey? Der Deutsche sey beim Nach-

ahmen ungeschickt u. f. — Was dünkt Ihnen zu diesem Autor?

28.

Realis de Vienna ist keine erdichtete Person. Er lebte zu Anfange unseres Jahrhunderts, da die Kultur der höheren Wissenschaften durch Leibnitz auch in Deutschland neuen Platz gewann; zugleich aber hatte sie damals mit dem elendesten Pedantismus der Hof- und Schulhasen (wie Realis sie nennt), zu streiten. An Höfen blühete eine französische Galanterie, von der wir uns kaum noch einen Begriff machen können; einige Schulpedanten wollten den Hofgecken nachahmen; so entstand die Talandrische, die Menantische, die Weisische Schreibart. Der verdienstreiche Christian Thomasius selbst konnte sich diesem sinkenden Boden nicht entziehen, und ward in Manchem ein Hofphilosoph, allerdings nicht im besten Geschmack. Die Literargeschichte, die damals auch im Gange war, hinkte dem allgemeinen Geschmack nach, schmeichelte den Ausländern; der Schall von Ludwig XIV. hatte die Welt erfüllet, und in den deutschen Glocken sausete er in massiverem Ton um so länger nach.

Da erkühnte sich nun dieser Realis de Vienna den Hof- und Schulfüchsen deutscher Nation entgegen zu sprechen, und schrieb eine

Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweise Geschichte. Er schrieb sie; ich zweifle, daß sie je gedruckt worden. Das Manuscript muß sonderbare Schicksale gehabt haben: denn in der vorliegenden Schrift: „Nachricht von Realis de Vienna Prüfung" werden sonderbare Umstände lautbar. Die Handschrift (so sagt der Verfasser) sey 21 Jahre umhergegangen, seitdem sie Professor Adam Rechenberg in Leipzig (Christian Thomasen's Schwager), dem Buchführer im Jahre 1693 entführet. Dieser habe sie unter seine Bekannten herumgeschickt, andere auch von dieser Sache zu schreiben angereizt, endlich sie Reimannen übergeben, der den Kern seiner Literaturgeschichte Deutschlands ganz, aber äußerst kraftlos und unvollständig aus diesem Werk genommen, und nur die elenden kindischen Schalen dazu gethan habe, u. f. Auch Kasimir's Kanonik, glaubt er, sey aus seiner sogenannten Vernunfterstattung gezogen u. f.

So anmaßend dieß alles klingt, um so mehr verdiente das Werk und die Behauptung des Verfassers Aufmerksamkeit und Prüfung. Was er über Reimann's Geschichte, über Thomasius Hofphilosophie, über den Streit zwischen Leibnitz und Newton, über den Ursprung der Journale, die Sprachenmischerei, über die Nachahmungssucht und Demuth der Deutschen gesagt hat, ist jetzt unser aller Urtheil. Die Zeit hat darüber entschieden, und dieser unbekannte Gabriel Wagner*) (ein Ma-

*) Dieß war Realis wahrer Name. In Jöcher's Lexi-

gister der Philosophie aus Quedlinburg, der viele Universitäten besucht hatte und in seinem Leben zu nichts kommen konnte) ist in mehreren Urtheilen seiner Zeit so mächtig vorgeschritten, daß man es bewundert, wie sehr die Stimme der Wahrheit oft aufgehalten werden könne, und wie langsam die Zeit schleiche. Seine Prüfung des europäischen Verstandes (der Beschreibung nach ein ausführliches Werk) muß seinem Inhalt nach um so merkwürdiger seyn, da er nicht etwa nur die Hof- und Schulfüchsereien verachtet, sondern auch den reellen Wissenschaften, der Mathematik, Philosophie, den höheren und nützlichen Erfindungen der Völker seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinet. Wenn also seine unterdrückte Handschrift sich irgendwo noch auffände (und ich zweifle daran um so weniger, da sie durch viele Hände gegangen ist und wahrscheinlich mehrere Abschriften veranlaßt hat), so wäre, mit Auslassung alles dessen, was für uns nicht mehr dienet, eine geläuterte Bekanntmachung derselben zu wünschen. In der Nachricht, die vor mir liegt, wurde das Werk bei Froböſen in Greifswalde liegend, angezeigt und jedermann aufgefordert, es mit Verlag oder anderer Hülfe zu befördern; die damaligen Lichter Deutschlands mochten dieser Beförderung nicht hold seyn, und so blieb es begraben. Mir wäre es kein unangenehmes Postpaket, wenn mir eine Fee dieß irgendwo gewiß todtliegende Manuscript, oder eine Nachricht davon zuschickte.

---

kon findet man ihn; die Anzeige der Unternehmungen des Mannes aber ist kaum berühret.

Denn außer dieser Prüfung des europäischen Verstandes, gedenkt der Verfasser noch einer anderen Schrift:

„Geheimstube oder Velledenblätter“ 1692 in vier Büchern entworfen, deren Inhalt in manchem sonderbar genug ist.

A. Die Vernunfterstattung (die Europäer von der Viehheit, Quackerei und Aberglauben wieder zur Menschheit zu bringen und ihnen die fünf Sinne zu erstatten). Statt der Kapitel zeichne ich bloß einige Grundsätze aus.

1. Es gibt Gewißheit; der Mensch kann viel Wahrheit wissen.

2. Alle Gewißheit und Klarheit kommt aus reinmathematischem Grunde.

3. Zur Wahrheitforschung braucht's keiner ersten allgemeinen Wahrheitsquelle (keines principii primi).

4. Wahrheit ist heilsamer als Erdichtungen. (Diese Aufgabe, sagt Wagner, mit ihren Beifügungen ziehet ungewöhnliche neue Sätze nach sich, und ist der Grund fast einer neuen Weltweisheit, die den Descartes, Hobbes, Spinoza, Puffendorf, Leibnitz verbessert.)

5. Aus Wahrheit folgt nimmer Unwahrheit; aus dieser nimmer Wahrheit.

6. Alle Unwahrheit kann widerlegt werden, sie sey so subtil sie wolle.

7. Der Wahrheit Thür, Ursprung und Boten sind die Sinne.

8. Es ist nur Eine Vernunft.

9. Vernunft irrt nimmer. Klugheit und Wahr=

heitfindung entspringen beide aus der Natur Gütigkeit und Uebung, nicht aus Lehrsätzen und Unterricht. Diese sind ein äußerlich geringer Vortheil und Erleichterung dazu, geben aber weder Wahrheit noch Verstand. Wenn man sie für unentbehrlich ausgibt, sind sie der Schulfüchserei Merkmal.

10. Der Mensch ist nicht vernünftig, doch nicht ohne Vernunft.

11. Des Menschen Vorzug vorm Vieh ist allein die Vernunftdämmerung.

12. Der Wille beherrscht den Menschen in allem; die Vernunftdämmerung in nichts.

13. Sinne verführen; Aufrichtigkeit und Vernunftdämmerung sind die inneren Mittel zur Wahrheit.

14. Die Natur ist nicht verderbt, nicht Gottes Feindinn. Sie ist Gottes Buch, der Vernunftschein Gottes Licht; nach ihnen muß man alles erklären.

15. Aberglaube ist kein Mittel zur Wahrheit.

16. Naturkünste machen aufrichtig; Schulkünste stolz und grausam.

17. Man soll alles, so viel möglich, nach der Natur erklären.

18. Lust zu Natursachen ist ein Merkmal der Großmüthigkeit.

19. Stolz und Dummheit sind aller Laster und alles Unglücks Ursach.

20. Weisheit besteht nicht in Eigennutz; ihr Ziel ist eigentlich allein Wahrheit. (Ob aber Aufrichtigkeit allein mit Wahrheit ohne Nutz zufrieden seyn soll? und ob Wahrheit ohne allen Nutz seyn könne, sey eine andere Frage.)

21. Alle Weisheit beruhet auf vier Wissenschaften; alles andere, was zu selbigen nicht gehört, gehört zur Schulfüchserei.

22. Die deutschen Handkünste zeigen Verstand; die ausländischen Fleiß, Geduld, Geiz und Stolz.

23. Ein Unchrist ist kein Ungötter (Atheist).

24. Viele Leute, insonderheit die Gelehrten, merken ihre eigene Bosheit nicht, vielweniger ihre Dummheit.

25. Einer siehet oft mehr als alle Schulen und das ganze Land.

26. Lehre artet den Verstand; den Willen greift sie nicht an.

27. Lehren ist nöthig, auch beim stoischen Glauben.

28. Der mathematische Lehrweg ist nicht der beste; der werkkünstige Lehrweg allein findet die Wahrheit.

29. Sittenlehrige Absichten verderben die Naturkundigung.

30. Die Reisen in barbarische Länder sind nützlicher als in die Hafenländer zu den freundlichen Mördervölkern.

II. Der Naturglaube.

III. Der Schulen Papstthum.

IV. Umbildung der Staatskunst, nach folgenden Grundsätzen.

1. Gegen Natur- und Staatskünste sind alle andern Künste Kinderpossen; die Naturkundigung ist aller andern Künste Meer und Kaiserinn.

2. Aeußerliches oder Hofsittenwerk ist Wahn-

werk, ein frei willkürlich Werk; was man für schön und häßlich setzt, ist schön und häßlich.

3. Das Mährchen von der Ausländer Klugheit und Deutschen Dummheit ist allein aus der Deutschen Geduld und der Ausländer Prahlerei entstanden.

4. Man kann fast sagen, daß weder Liebe, Geld noch Stolz so stark sey, als der Deutschen Geduld und Demuth. Der Gemüthsunadel löscht in uns die Menschheit, die allgemeine Empfindniß, Selbstliebe und Selbsterhaltung ganz aus.

5. Angenommene Großmüthigkeit würde das ganze Mährchen in zehn Jahren umkehren.

6. Verstandesehre geht über alle Ehre, ist aller andern Ehre Grund, also nicht in den Wind zu schlagen.

7. Eines Volks Ehre hängt großen Theils an seiner Muttersprache; diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern, als über der zartesten Liebsten Ehre.

8. Mit Landsleuten muß man's, als mit Verwandten seines Geschlechts, nicht genau nehmen; gegen Ausländer alles hoch spannen. U. f.

Ein Wort noch von der deutschen Grandezza, vor welcher der Gegner unsres Realis seine Landsleute warnen wollte. Realis sagt dagegen:

„Die Deutschen, die gutherzigen Zigeuner, die armen Affen, die ewigen Schüler, von der grandezza wollen abhalten, ist ärger als die Schafe vom Grimm, die Pferde vom Fleischfressen abmahnen. Mahne die Spanier von der grandezza, die

Italier

Italier von der Herrschsucht, die Franzosen von der Prahlerei ab; mit dem Deutschen darfst du dich nicht bemühen. Der Mangel nöthiger grandezza oder Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursach des übeln deutschen Namens."

"In Deutschland wohnt aller Verstand außer Schulen; bei den Ausländern zuweilen in Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die klügsten; in Deutschland ist's umgekehrt. Das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsig, prangen mit statu quo, und sind selten klug."

Ich lege das Buch bei, und bitte, daß Sie die Jahrzahl nicht unbemerkt lassen. Es ist 1715 gedruckt; mich wundert, daß, da die Schriften, die es ankündigt, zwanzig Jahre vorher geschrieben waren, Leibnitz unsers sonderbaren Autors nirgend erwähnet.

29.

Verzeihen Sie, daß ich Ihren Realis de Vienna nicht auf einen so tragischen Fuß nehme, als er in den Bedrängnissen seines mühseligen Lebens den Ton anstimmte. Sollten wir umsonst ein Jahrhundert später leben, in welchem sich manches entwickelt hat, das er nicht wissen konnte?

Man sagt gewissen Landsleuten nach, daß ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungskompliment vorbringen, daß sie die seyn, die sie sind. Unser Autor wird das für niederträchtig halten, wenn es indeß gegen stolze National-

verwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demuth ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen, so wie den Geburts- und Adelstolzen für den größesten Narren.

Was ist Nation? Ein großer, ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern so wie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen, und wenn es eine bloße Meinung von Seelenkräften oder Verdiensten gilt, für diese Dulcinea gegen andre Nationen den Speer brechen? Lasset uns, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut (in welchem Falle damals unser Verfasser war), sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.

Wir Deutschen wollten uns mit den Griechen vergleichen? Und welches wäre der genaubestimmte, der unverfälschbare Maßstab? Und wer wäre der unparteiische Richter *)?

So auch mit andern Nationen. Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausgetheilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflege wachsen verschiedene Früchte. Wer vergliche diese unter

*) Ich möchte gar nicht, daß sie Griechen oder auch Römer würden; Deutsche sollten sie seyn. — Wer wäre der Deutsche? Der, der mitten in Europa, in gemäßigtem Klima, selbstständig (seiner selbst bewußt und mächtig) zwischen Mächten, wie zwischen Parteien in der Gelehrtenrepublik, die Wage hielte. M.

einander, oder erkennete einem Holzapfel vor der Traube den Preis zu?

Vielmehr wollen wir uns wie der Sultan Soliman freuen, daß auf der bunten Wiese des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Völker gibt, daß dießseit und jenseit der Alpen so verschiedene Blüthen blühn, so mancherlei Früchte reifen! Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andre Gaben aus ihrem Füllhorn wirft, und allmälig die Menschheit von allen Seiten bearbeitet.

Denn es scheint sowohl geistige als physische Nothwendigkeit zu seyn, daß aus der Menschennatur mit der immer veränderten Zeitfolge alles hervorgelockt werde, was sich aus ihr hervorlocken läßt. Mithin müssen mit der Zeit Kontrarietäten an's Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ist's die Anlage der Natur, daß wie ein Mensch, so auch ein Geschlecht, also auch ein Volk von und mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis alle endlich die schwere Lektion gefaßt haben: „kein Volk sey ein von Gott einzig *) auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von allen gesucht, der Garten des gemeinen Besten von allen gebauet werden. Am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken."

Den Deutschen ist's also keine Schande, daß sie von andern Nationen, alten und neuen, lernen. Das alte Vernunfttestament, wie der Autor die

---

*) Für immer, zu allem. M.

Weisheit der Griechen nennt, ist gewiß nicht verjährt, noch durch die Weisheit der Neuern unkräftig gemacht worden.

So darf sich auch kein Volk Europa's vom andern abschließen, und thöricht sagen: „bei mir allein, bei mir wohnt alle Weisheit." Der menschliche Verstand ist wie die große Weltseele; sie erfüllt alle Gefäße, die sie aufzunehmen vermögen; belebend, ja selbst neuorganisirend dringt sie aus allen in alle Körper.

Hätte Realis nöthig gehabt, den Deutschen so oft unzeitige Geduld, ja Niederträchtigkeit Schuld zu geben, wenn die Großmuth, die er zu ihrem Vorzuge machen will, ihr eigenster Charakter wäre? Kann Jahrhunderte lang ein Volk seinen Charakter dergestalt verkennen, daß es beinahe immer im entgegengesetzten handelt *)? Lasset uns nicht sagen: „Hindernisse haben ihn unterdrückt." Im weiten Inbegriff der Zeit kennt ein Volk keine unübersteiglichen Hindernisse; es muß zu dem gelangen, was es seyn soll.

Käme das Manuscript, wovon wir reden, in unsre Hand; so würde es dadurch am meisten belehrend, was wir nach Ablauf eines Jahrhunderts in ihm ausstreichen oder hinzusetzen müßten. Wir würden sehen, wohin sein Verfasser den Kranz für Deutschland gesteckt, und wiefern es während dessen diesen oder einen bessern erreicht habe.

*) Man müßte etwa sagen, daß das zum reinsten Glauben an Einen Gott bestimmte Volk einst auch tausend Jahre seine Rolle bald alle zwanzig Jahre vergessen, bis es dieselbe einmal für immer erfaßt.

Das gefällt mir an unserm Autor, daß er, wenn auch mit Uebertreibung, die Schulwissenschaften von den Lebenswissenschaften, die Naturkünste von Wortkünsten, den tüchtigen Verstand in Wirklichkeiten vom bloßen Fassoniren der Begriffe absondert. Wäre dieser Gesichtspunkt in seinem Werk scharf genommen und festgehalten, so hätten wir in ihm Materialien zu einer Geschichte des praktischen deutschen Verstandes, wie wir sie im ganzen verflossenen Jahrhunderte nur hie und da theilweise erhalten haben.

30.

In einer freundschaftlichen Versammlung hörte ich neulich eine Vorlesung über Wahn und Wahnsinn der Menschen, deren Abschrift ich mir erbat und Ihnen jetzt statt meines Briefes mittheile.

Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen.

Eine Vorlesung

Ohne Zweifel haben Sie, meine Herren, bei der Zergliederung menschlicher Körper die vielen, unendlich feinen Striche bemerkt, die im Gehirn dergestalt durch einander laufen, daß sie das Messer des Zergliederers nicht mehr verfolgen kann. Eben so fein und vielleicht noch feiner laufen in der menschlichen Seele die Linien des Wahnes und der Wahrheit durch einander, daß man nach der

sorgfältigsten Prüfung kaum an sich selbst weiß, wo eins sich vom andern scheide.

Wenn alles das Wahn ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen, so ist der größeste Theil unsrer Erfahrungen, unsre frühgelernten Kenntnisse, unsre früherworbnen Gewohnheiten und Neigungen auf Wahn gegründet. Sie beruhen entweder auf dem Zeugniß unsrer Sinne, oder anderer Menschen, denen wir glauben, die wir unvermerkt, uns selbst unbewußt, nachahmen, endlich am meisten auf unsrer eignen Bequemlichkeit und Disposition, lieber so als anders zu handeln. So befestigt sich in uns allmälig eine Gedenk-, eine Handlungsweise, deren Ursprung in einzelnen Fällen wir selten erforschen mögen. Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ist's gegeben, über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unparteiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrthum, Vorurtheil und Gewißheit in ihnen strenge zu unterscheiden, und sodann dem unschuldigen oder gar nothwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mit Nichten ihn aber zum Gesetzgeber jeder menschlichen Wahrheit, mit Nichten ihn zum Richter jeder fremden Denk- und Sinnesart zu erheben.

Diese seltnen, vom Himmel privilegirten Seelen sind diejenigen, die man allein tolerant nennen kann; sie schonen den Wahn des andern auch in Fällen, in denen er ihrem eignen liebsten Wahn entgegenstehet. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Gesellschafter: denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputiren. Der

gemeine Haufe der Menschen ist nur so lange Freund gegen einander, als sein Lieblingswahn gefördert oder wenigstens nicht beleidigt wird.

Und wie sonderbar, wie abenteuerlich dieser Lieblingswahn seyn könne, lernt man zuweilen mit der größesten Verwunderung eben da einsehen, wo man dergleichen bei sonst so richtigen Begriffen und Grundsätzen je kaum vermuthet hätte. Der Glaube an Gespenster und an andre Dinge dieser Art ist wohl der verzeihlichste in solchem geheimen Wahnregister, da sich in ihm oft wunderlichere Artikel finden. Gemeiniglich hält ihr Besitzer diese als ein eigenstes Eigenthum theuer und werth; unvermerkt entwischen sie ihm nur, wenn nicht etwa gewaltige Leidenschaften, außerordentliche Zeitumstände und Situationen sie mit Gewalt erpressen und herausfordern. Dann streitet er aber auch für sie, eben weil sie Schwächen seiner Natur, Gebilde seiner Phantasie sind, als für seine liebsten Kinder. Wer um die wichtigste Wahrheit mit ihm ficht, wird nie so sehr sein Gegner seyn, als wer gegen eine Lieblingsmeinung, die wie ein Polypus in sein Herz gewachsen ist, einige Befremdung äußert. Gehen Sie, meine Herren, in Ihren Gedanken die Zahl derer durch, die Sie in Ansehung ihres Innern am nächsten gekannt haben; Sie werden sich sonderbarer Wahngestalten erinnern.

Das Gebiet des Wahnes erstreckt sich insonderheit auf Dinge, die den Menschen zunächst angehen, auf seine Person und Gestalt, auf seinen Stand, seine Nation, seinen Zweck und Charakter. Wie es z. B. Personen gibt, die im Innern ein

ganz anderes Bild von sich umhertragen, als die sie sind; sie erschrecken vor ihrer äußern Gestalt im Spiegel als vor der Gestalt eines fremden Wesens; so gibt es deren noch weit mehrere, die in Ansehung ihres Innern ein fremdes Bild mit sich tragen. Ein berühmter König unsres Jahrhunderts war in seiner Phantasie immer nur Oberster eines Regiments, und war's mit Lust; alle königlichen Pflichten erfüllte er als eine fremde Person, als ein strenger Amtmann. Unzählige Wunderlichkeiten flossen daher, die ohne dieß Bild einer fremden, ihm einwohnenden Wahngestalt unerklärlich blieben, durch sie aber sich alle erklären. Was uns die Berichte der Aerzte von Krankheiten der Einbildungskraft erzählen, da jener sich seine Füße als Strohhalme, dieser sein Gesäß gläsern dachte, ein dritter die Welt zu überschwemmen fürchtete, sobald er sein Wasser ließe, alle diese Geschichten oder Mährchen sagen im Grunde weniger, als die Erfahrungen manches Wahns, den man bei den vernünftigsten Menschen zuweilen wahrnimmt. Einige Gattungen desselben pflanzen sich in Familien fort, und mischen sich als ein Erbtheil von Vater und Mutter auf die sonderbarste Weise. Andre haften an Ständen, Aemtern, Lebensarten, Zünften, und bekommen den Ehrennamen esprit de corps, Gefühl seines Standes, Familienehre. Die feinsten aber hangen von individuellen Umständen und Erfahrungen ab, sie sind Abdrücke von der eigensten Beschaffenheit des Körpers und der Seele des Wähnenden, sammt den Situationen, die vorzüglich auf ihn wirkten, kurz befestigte Luft-

gebilde seiner frühen Jugend. Daher sind sie theoretisch oder praktisch; selten aber eins ohne das andre. Denn der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn handeln kann, zumal nach einem von andern verdammten, von ihm selbst geformten Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Element, und ist seiner Kunst Meister.

Sie merken leicht, meine Herren, in welchen Ständen diese Wahnbilder am sichtbarsten seyn müssen; in solchen nämlich, die sich am freiesten äußern dürfen. Wer vor andern Scheu haben, wer aus Beruf und Noth auf dem gebahnten Wege angenommener Meinungen oder richtiger Begriffe bleiben muß, der gibt sich Mühe, sonderbare Eigenheiten seines Kopfs und Herzens zu unterdrücken, wenigstens verschließt er sie in der innersten Kammer, und reitet auf seinem Steckenpferde nicht eben an hellem lichten Tage, nicht auf dem Markte. Wer sich dagegen alles erlaubt und dabei sein Personale äußerst hoch hält, der kann mit diesen Originalpoesien seines Wesens oft nicht laut genug hervortreten; er erfindet deren eine Reihe, mit der Zeit aus bloßer Willkür, und glaubt sich gar dazu in die Welt gepflanzt, andere damit zu vergnügen. Die sogenannten starken Charaktere, große Geister, ex professo vornehme Leute u. s. liefern in ihrer Geschichte davon wunderbare Beispiele. Die alten römischen Cäsars, eine Reihe Regenten, Helden, Religionsstifter, Schwärmer, Dichter, Philosophen hatten sonderbare Wahngestalten im Kopf, die sie gewöhnlich andern aufzwingen wollten, und damit oft zum Ziele kamen.

Denn leider ist bekannt, daß es fast nichts Ansteckenderes in der Welt als Wahn und Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammenseyn mit dem Wähnenden, durch Theilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andre mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschengeschlecht an einander; durch ihn haben wir, wo nicht alles, so doch das Nützlichste und Meiste gelernt; und ein Wähnender, sagt man, ist deßhalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich so gern in Gesellschaft; in ihr erquickt er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennet und hochhält, wie sollte das nicht Wahrheit seyn? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche

Lebensweise — alle befestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet, ist ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Gereicht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar dem Wahn nach, zum Nutzen aller Stände; haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstrirt, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden: wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnes wird ein angenommener Wahn nur befestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Sekten, Stände und Menschen stoßen gegen einander; eben destomehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt fest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerbsfahne.

Schrecklich ist's, wie fest der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter Jurist hat bemerkt, was an dem Worte Blut, Blutschande, Blutsfreunde, Blutgericht für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Worte Erb, Eigenthum, Besitzthum u. s. ist's oft nicht anders. Zu unsern Zeiten haben wir's erlebt, was die Wortschälle Rechte, Menschheit, Freiheit, Gleichheit bei einem lebhaften Volk für einen Taumel erregt; was in und außer seinen Grenzen die Sylben Aristokrat, Demokrat für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben. Zu anderen Zeiten war es das Wort Religion, Vernunft, Offenbarung, selig=

machender Glaube, Gewissen, covenant, the cause's sake u. s. Unschuldige Farben, die Grünen und Blauen, die Schwarzen und Weißen; Losungsworte, mit denen man keinen Begriff verband, Zeichen, die gar nichts sagten, haben, sobald es Parteien galt, im Wahnsinn Gemüther verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet, Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher Abadonnischer Namen, so daß man ein Wörterbuch des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen aus ihr ziehen, und dabei oft die schnellsten Abwechselungen, die gröbsten Gegensätze bemerken würde.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit von einander als man glaubt. So lange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar, so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jederzeit das Mehr und Weniger bestimmen, zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Perioden nichts als Konvention die Wage in der Hand hat und Namen vertheilet? Die größesten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinns.

„Bewahre uns Gott," werden Sie sagen, meine Herren, „vor solcher Ansicht der menschlichen Dinge! Unsere Erde würde ja damit ein Irrenhaus, und un-

sere Geschichte ein Krankenregister." — Sollte sie in ganzen Perioden anders zu betrachten seyn? und ist es nicht nützlich, daß man sie also betrachtet?

Denn nun wird man zuerst, wenn auch in dem Zeitraum, in dem wir leben, Namen aufkommen, über welche Menschen einander hassen und morden, eben durch die Geschichte voriger Zeiten aufmerksam gemacht, zu prüfen, was hinter den Namen sey. Man wird sie weder gedankenlos nachbeten, noch fürchtend so anstaunen, als ob mit ihnen das Ende der Welt gekommen sey; am wenigsten wird man im blinden Taumel mit einer der streitenden Parteien hassen, zürnen, verleumden, verfolgen. Die Geschichte belehrt uns, daß dergleichen Zufälle des menschlichen Geistes tausend und tausendmale bereits, nur unter anderen Namen und Zeitumständen, ihr Spiel und Ende gehabt haben; man wird also auf seiner Hut seyn, unschädlichen Wahn dulden, schädlichem Wahn ausweichen; mit Nichten aber weder diesen noch jenen erbittern und reizen. Denn eben durch dieß Erbittern und Reizen (dieß zeigt die Geschichte) wird der Wahn Wahnsinn. Dadurch aber habe ich weder dem Kranken, noch mir geholfen, es sey denn, daß ich ihn wirklich toll machen wollte.

Eben auch die Geschichte lehrt zweitens, daß weder Gewalt noch Ueberredung, am wenigsten mit Ueberredung verschleierte Gewalt und mit Gewalt unterstützte Ueberredung den Wahn der Menschen auszutilgen oder zurecht zu bringen vermöge. Durch Waffen werden Irrthümer weder bestritten noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkt

sich eine Märtyrerwahrheit, sobald er mit Blute gefärbt dastehet. Eben durch dergleichen gewaltsame Schleichmittel sind Irrthümer, die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen, von denen die Betrogenen in Kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas zu schaffen gehabt, so wenig die Politik es je zum Zweck gehabt hat, reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang, und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitsphrasen dieser oder jener Partei, oder wie die Griechen sagen, von der Suada mit der Geißel in der Hand täuschen.

Drittens. Das einzige Mittel, wie man dem Wahn beikommen kann, ist, daß man ihm nicht beizukommen scheine. Man schütze sich vor ihm und lasse ihn seines Weges wandern; oder man zerstreue ihn und bringe ihn ohne gewaltsame Ueberredung unvermerkt auf andere Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele, daß mitleidige Krankenwärter von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber theilet sich leichter mit, als Krankheiten der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben; alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt, daß man sie isoliret.

Viertens. Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrthum, von welcher Art sie seyn mögen. Lasset den Wähnenden seinen Wahn, den anders Meinenden seine Meinung vertheidigen; das ist ihre Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem be-

strittenen Irrthum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube, Wahrheit könne je durch bewaffneten Wahn gefangen oder gar ewig im Gefängniß festgehalten werden! Sie ist ein Geist und theilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Oft darf ihr Ton an Einem Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Kontraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an; und zuletzt gilt ein lange und vielgeläuterter Wahn den Menschen für Wahrheit.

31.

Seneca sandte seinem Freunde Lucil fast in jedem seiner Briefe einen Denkspruch zum Geschenk; was soll ich Ihnen für die mitgetheilte Vorlesung senden? Soll ich Sie nach Ariost*) in jenes Mondthal führen, wo Astolf so viele Resultate des menschlichen Wahnes und Wahnsinnes erblickte?

Le lacrime e le sospiri degli amanti,
L'inutil tempo, che si perde a gioco,
E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,
Vane disegni, che non han mai loco;
I vani desideri sono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco;
Ciò che in somma qua giù perdesti mai,
La sù salendo ritrovar potrai.

---

*) Orlando furioso, Cant. XXIV. Str. 75. 77. 79. 81.

Lieber bleiben wir auf der Erde, und wollen, auch mitten unter gefärbten Nebeln des Wahnes und Wahnsinns, die Burg der Wahrheit suchen.

Nicht alles ist Wahn und Traum im Gebiete der Menschheit; es gibt für uns insonderheit im Praktischen, im Moralischen eine gewisse, sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht auch mitten im politischen Geräusch; sie spricht für jeden, der sie hören will, in seinem innersten Herzen, und straft jede Sirenenstimme gefälliger Meinungen Lüge. Auch in den dunkelsten Zeiten schien ihr Licht in reinere Seelen; auch in der größesten Verwirrung der Welthändel war sie dem Unbefangenen ein sicheres Richtmaß.

Können Sie sich z. B. verworrenere Zeiten als die Zeiten der Ligue und der Religionsgährungen in Frankreich denken? Und siehe, nebst vielen anderen hellen und aufrichtigen Geistern erschien und schrieb in ihnen der Präsident de Thou seine Geschichte. Wollen Sie bei dem langen Werk in einem kürzeren Inbegriff bemerken, wie hoch er sich über Wahn und Vorurtheile seines Standes, seiner Geburt, seines Landes, seiner Sekte, seiner Zeit hinwegschwang, so lesen Sie nur die Stellen, die von der spanischen Inquisition weggestrichen wurden, die Lästerschriften, die Scioppius und Machault gegen ihn schrieben, und seine linde Antwort dagegen im Gedicht an die Nachwelt, Posteritati.*) Er, der den größeren Sieg erkämpft hatte,

*) Alles dieß findet man im 7ten Theil der Londoner Ausgabe von Thuan's Geschichte beisammen. Auch

hatte, vom Wahne frei zu seyn, erhielt auch den viel leichteren, den Verleumdungen, den Verfolgungen des Wahns sich klug zu entziehen oder beherzt entgegen zu treten. Davon sind seine Briefe, davon die von ihm selbst über sein Leben gegebene Rechenschaft Zeuge. Hören Sie die wahre Dedikation seiner Geschichte, sein Gebet an die Wahrheit.

Der Wahrheit.

Des Himmels Tochter, freundliche Wahrheit du,
Der Erde Schreckbild, strafende Wahrheit du,
Wo bist du hingeflohn, o Göttin,
Du der Unschuldigen letzte Zuflucht?

Wohin ich wende meinen erspähnden Blick,
Wohin ich richte meinen verirrten Tritt,
Dich find' ich niegend. Blindes Dunkel,
Trügender Wahn hat die Welt umfangen.

Doch wenn du von uns, von dem unseligen
Verfolgerlande, zürnend die Flügel schwangst,
Und dich mein Zutritt nicht erreichet,
Hörest du mich in der Fern' auch gütig.

Du, der Gemüther leuchtende Führerinn,
O du, der Nebel holde Zerstreuerinn,
Die, wann der Tritt uns fast ersinket,
Mächtigen, hebenden Arm uns reichet.

---

die commentarios de vita sua, in denen nebst andern das Gedicht Posteritati vorkommt. Die hier frei übersetzte Ode Veritati steht Tom. I. voran seiner Geschichte. In Gruter's deliciis poëtar. Gallor. fehlen Thuan's beste Stücke gänzlich.

Daß nie von banger, nichtiger Furcht betäubt,
Daß nie von leerem blendendem Glanz verlockt,
Die Seele sich und den verliere,
Der auch in Irre der Menschen Weg lenkt.

Du, die nicht Scheu, nicht trügliche Hoffnung kennt,
Du, die nicht Haß erschüttert, noch eitle Gunst,
Die der Verleumdung Bubenpfeile
Frei von des Redlichen Brust zurückwirfst;

Den Ruhmeswerthen gibst du Unsterblichkeit,
Begrabnen Frevel ziehst du an's Licht hervor,
Und Recht und Unrecht bringet deine
Mächtige Stimm' in das Ohr der Nachwelt,

Unwiderrufbar! Keine der webenden
Drei Schicksalsschwestern lös't, was die andre spann;
Und was der Wahrheit heil'ger Rechtspruch
Göttlich entschieden, das bleibt gerichtet.

Wer dich, o hohe Göttinn, wer dich verehrt,
Der betet Gott an. Immer ein Herr sein selbst
Spricht er der Wahrheit Recht, und übet
Jede der Pflichten für Menschen menschlich.

Nicht nach der Willkür stolzer Trimalcions
Wird er entscheiden, lüstend nach ihrem Mahl;
Wird nie ihr juckend Ohr mit süßem
Menschenverderblichem Murmeln kitzeln.

Für Freunde leben, leben für's Vaterland,
Den Frevel scheuen mehr als den bittern Tod,
O Wahrheit, dieß ist seine Ehre,
Dieß sein Beruf, und sein inn'rer Lohn dieß.

Herab vom Himmel senke dich, Königinn,
Und mit dir komme strenge Gerechtigkeit,
Und Scham und Treu' der Erde wieder
Und die so lang uns entflohne Einfalt.

Wir warten deiner. Waffen und Nerv und Arm
Erwarten alle, Göttinn, von dir allein! —
Der Zeiten letzte nahn; es altert
Blöde die Welt und erträumet Wahnsinn.

Schau her, wie hebt dort, Flammen und Schwertern selbst
Unüberwindbar, trotzend die Hyder sich;
Zehn Häupter fallen und aus jedem
Blutenden steigen der Häupter tausend.

Des Wahnes Weltmeer wälzet der Meinungen
Auf Wellen Wellen; Religion erseufzt
Im Schiffbruch, und der Liebe Bande
Lösen sich auf, und der Boden sinket.

Herab vom Himmel senke dich, Königinn,
Mit deiner Rechte stürzend des Unthiers Brut,
Die süßes Gift den trägen Fürsten
Täuschend in goldener Schale reichet.

O du im Schiffbruch helfende Retterinn,
Dem tollen Aufruhr frevelnder Meinungen,
Der Lüsternheit und Frechheit steure,
Steure der heuchelnden Lüg', o Wahrheit.

32.

Gewiß, eine Fabel muß im Kreise der Gesellschaft erfunden werden. So erfand Aesop die seinen; sie flogen ihm gleichsam, wie der Hauch lebendiger Gegenstände, aus Veranlassungen zu; darum ist der Geist in ihnen auch jetzo noch lebendig. So sind des la Fontaine, Gleim's und aller guten Fabeldichter Erzählungen entstanden; selbst wenn sie alte Erfindungen aufnahmen, verjüngten

sie diese, und erzählten sie jetzt für ihre Gesellschaft. Wer sich hinsetzt und eine trockene Lehre, einen dürren Sittenspruch in eine Schale nähet, dem ist die wahre Fabelmuse nie erschienen.

Als neulich in einer Gesellschaft von den unverstandenen Namen Aristokrat, Demokrat u. s. gesprochen und disputirt war, trat wie ein freundlicher Genius einer aus der Gesellschaft zur Könliginn des Festes, rührte ihre Schärpe an, und sagte diese

Fabel.

Laß dir ein Mährchen erzählen an deinem heutigen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn dir beliebt, Vergnügen dir bringet.
Seh' ich nicht hier ein Band, von Gold und Seide gewirket,
Von der weicheren Hüfte herab zur Ferse dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort und redeten also:

Der Goldfaden.

„Nein, ich kann es nicht dulden, mit diesen seidenen Fäden
Länger hier in Gemeinschaft zu leben. Sie sind so geringʼrer
Herkunft als ich. Ich stamme vom Scepters Jupiters selber.
Gold ist der Dreizack Neptuns und golden die Krone des Pluto."

Der Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehre! Ich bin nicht gegrabenes Gold nur,

Aus der Fäule der Erd' und rohen Felsen gescharret;
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem Saft mich,
Zog mich aus seinem Busen und spann mit Kunst und Geschick mich.
Jetzo tragen die Könige mich und die Herren an Festen;
Weit gefälliger bin ich als dein beschwerlicher Reichthum."

Der Leinfaden.

„Was erzählt ihr euch hier und sprecht von euren Verdiensten?
Bin nicht Ich der Erde, des Wassers holdester Zögling?
Mich erzeugte die thauende Nacht; der strahlende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen Fäden
Unterstütz' ich allein; sonst würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt' und trag' empor sie zum Glanze;
Und verbarg mich bescheiden, verlange nicht selber zu schimmern.

Also sprachen die Drei. Und was geschahe? Sie trennten
Zürnend sich von einander, und rissen, und wollten nicht weiter —

Nun lag ohne Zierde das Band und ohne Gestalt da;
Das in stolzer Schöne vorhin die Hüfte gegürtet,
Hatte nicht Form noch Werth, verachtet fiel es zur Erde.

Kaum war das Mährchen geendiget, als die, an welche es gerichtet war, aufstand und mit Genehmigung aller die weiße Schärpe, als ein Zeichen des Friedens im Saale der Gesellschaft aufhing. Mit guter Wirkung: denn wenn im Taumel der Worte nachher die genannten Friedensstörer jemanden nur auf die Lippe traten; sogleich ward auf die

Schärpe gewiesen. Die drei Fäden sprachen ihre stumme Lehre und der Ton der guten Gesellschaft stellte sich wieder her.

33.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten
Wunsch,
mancher Seligkeit goldnes Bild
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
wo ein Sterblicher gehen will —

Gilt dieß vom Schicksale einzelner Menschen, wie viel mehr vom Schicksale der Völker und Reiche!

Eben habe ich die Geschichte des Herzogs von Bourgogne, Enkels Ludwig's XIV., Vaters Ludwig's XV. mit sonderbaren Empfindungen gelesen. *)

Sie wissen, daß dieser Prinz ein Zögling Fenelon's war; die Unarten, die das königliche Kind an sich hatte, als Fenelon zu ihm kam, werden auch in dieser Geschichte nicht verschwiegen. Lesen Sie nun, wie Fenelon sich dabei benahm, und was für einen vortrefflichen, nicht nur hoffnungs-, sondern wirklich fruchtreichen Charakter er aus dem Prinzen gebildet, und ein süßes Erstaunen wird Sie ergreifen. Sie sehen hier den Prinzen ungeschmeichelt, in seinem ganzen Leben und Wesen, bei Hofe, im

---

*) Vie du Dauphin, père de Louis XV. écrite sur les mémoires de la cour, enrichée des écrits du même prince, par l'Abbé Proyart, Lyon 1782.

Felde, im Kabinet, zu Hause, gegen den König, gegen seine Gemahlinn, gegen Hofleute, Erzieher, Lehrer, Hausgenossen handeln. Handeln; nicht nur sprechen oder denken. Und allenthalben ist er sich gleich; allenthalben bleibt er die edle, standhafte, in größester Stille wirkende Seele. Es ist, als ob Fenelon's Geist ihn nicht umschwebe, sondern erfüllt habe: Fenelon's Denkart ist in die seinige verwebet.

Sage nun jemand, daß Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung: oder vielmehr er wird's, bis an's Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an, wie er erzogen werde. Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die einzige Erziehung, die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre. Und wohl dem Prinzen, dem ein Fenelon zum Erzieher ward! Wohl jedem Erzieher, dem Fenelon zum Muster dienet!

Sage jemand, daß bei Prinzen keine Erziehung möglich sey. Am Hofe Ludwig's XIV., des eigensinnigsten Königs, mitten unter Schmeicheleien, Verderbnissen und Verführungen der Zeit, an einem Kinde von auffahrendem, gebieterischem, geburtsstolzem, launischem Charakter war sie möglich, und erprobte sich in den verworrensten Verhältnissen, in den schwersten Scenen.

Sage jemand endlich, daß Prinzen keiner Dankbarkeit, keiner Freundschaft fähig sind. Auch unter dem äußersten Haß Ludwig's XIV. gegen Fenelon blieb der Herzog und Dauphin seinem Freunde treu bis an's Ende seines Lebens.

Und dieser schonte ihn auf keine Weise. Sie finden einige Briefe Fenelon's in dieser Sammlung: die übrigen (unersetzlicher Verlust!) verbrannte Ludwig mit eigener Hand nach seines Enkels Tode; vermuthlich, weil er sich selbst bei seinem Haß gegen diesen würdigen Mann so sehr im Unrecht fand, und mit den Briefen sein eigenes Unrecht zu vertilgen glaubte. Denn nie versöhnte sich Ludwig mit Fenelon, auch nicht auf den Brief, den dieser ihm sterbend schrieb. Der Monarch wollte den Erzbischof nicht unrechtmäßiger Weise gehaßt haben.

Gut, daß der Monarch die Papiere des Prinzen mit jenen Briefen (deren keine Zeile er schreiben konnte) nicht auch verbrannte. Sie sind in langen Stellen hier gedruckt; Fenelon's Geist athmet in jedem Grundsatz, so wie in der ganzen, sehr reinen und edlen Schreibart. Nur siehet man auch, daß ein Prinz diese Grundsätze gedacht habe; sie sind, wenn ich so sagen darf, gedrückter, beschränkter, als sie in Fenelon's Seele blühten: aber ehrenvoll, schön, königlich, fürstlich.

Ausziehen will ich nichts aus diesen Maximen. Dem Geist des Zeitalters und der Denkart Fenelon's gemäß ehren sie die Stände ungemein, machen die Religion zur Basis der Reichsverfassung, und sind dem Protestantismus nicht günstig. Dagegen enthalten sie von den unerlaßbaren Pflichten aller Stände und des Regenten selbst alle die Grundsätze, die wir in Fenelon's vortrefflichen Rathschlägen an einen König finden. Wenn diese viel eigentlicher das livre d'or sind, als was gewöhnlich den Namen führet, so kann man die

Aufsätze des Dauphins ohne Schmeichelei dem Buch des Marc Aurel's an die Seite setzen, nicht als das Werk eines Mannes, sondern als die Vorübung eines Jünglings; nicht als System, sondern nach Zweck und Absicht.

Und wie er schrieb, so handelte der königliche Jüngling. Sobald er, welches ihm sehr schwer ward, das Zutrauen Ludwig's gewann, veranlaßte er Berichte aus allen Provinzen des Landes nach Punkten, die er selbst aufgesetzt hatte, die allenthalben in's Einzelne gingen und zeigten, daß der Kronerbe alle Bedrücknisse des Reichs in allen Ständen klassenweise kannte. Als Feldherr hatte er im Kriege sie kennen gelernt, und er besaß gerade den eisernen Fleiß, die unerschütterliche Stetigkeit des Willens, diesen Uebeln auf den Grund zu kommen und ihnen einmal, wenigstens theilweise, abzuhelfen.

Die Berichte liefen ein, zwei und vierzig Bände in Folio; und die Beschwerden, die Mängel und Mißbräuche überstiegen den Begriff des Redakteurs, des bekannten Grafen Boulainvilliers so weit, daß er sie sich dem Prinzen nicht vorzulegen getraute. Dieser aber las doch, las dabei die eingeschickten einzelnen Klagen, Beschwerden und Verbesserungsvorschläge mit dem großen Grundsatz: „daß, wenn in einem ganzen Bande chimärischer Spekulationen sich auch nur eine nützliche „Beobachtung fände, man die Zeit nicht bedauern „müsse, die man auf's Lesen verwandt hat.“ Die Mittel, diesen Verderbnissen abzuhelfen, reiften in der stillen Seele des Prinzen. — —

Und nun? Trauren Sie, meine Freunde; die muntere Gemahlinn des Prinzen, die er zärtlich liebte, stirbt, von den Aerzten hingerichtet; innerhalb sechs Tagen stirbt der Prinz ihr nach, im dreißigsten Jahre seines blühenden Lebens. Lesen Sie die Geschichte seiner Krankheit, den Eigensinn Ludwig's dabei, das Ende des Prinzen; unwissend Ihrer wird eine Thräne in Ihr Auge treten, und was wird dabei Ihr Wort seyn? Fenelon sagte, als er die traurige Nachricht vernahm: „Meine Bande sind gelöset; nichts hält mich mehr an der Erde.“ Ludwig dagegen sagte: „ich preise Gott für die Gnade, die er ihm geschenkt hat, so heilig zu sterben, als er lebte.“ Der König ertrug (so sagt ein Geschichtschreiber) alles als Christ, glaubte, daß Gott das Reich um der Sünden willen seines Königes strafe, betete seinen Richter an, und keine Klage entfuhr ihm.

Wir, die wir keine Könige sind, dürfen keine so erhabene Gleichgültigkeit äußern. Wir können aufrichtig und herzlich bedauern, daß die Vorsehung dem zu Grunde gerichteten Reich einen so geprüften, so festen, so thätigen König, auch nur auf fünfzehn oder zwanzig Jahre zu schenken nicht genehmigte. Hätte er in diesen nur den hundertsten Theil seiner reifgewordenen Entschlüsse ausgeführt, und nur den tausendsten Theil der Uebel, deren er sich erbarmte, gehoben: wie anders wäre der Zustand und die Geschichte Frankreichs seit einem Jahrhunderte geworden! — Nun aber kam nach wenigen jammervollen Jahren statt unseres Bourgogne der Held aller Ausschweifungen, Orleans, und statt des staats-

klugen Fenelon's, der ruchloseste der Menschen, Du Bois an's Ruder. Die ewige Unmündigkeit Ludwig des Vielgeliebten folgte, und wie es seitdem in Frankreich beschaffen gewesen, ist welt- und staatskundig. Die Memoires von St. Simon, Du Clos, Richelieu, du Terray u. s. führen uns in einen so tiefen Abgrund von ungebundener Liederlichkeit und frevelhafter Unordnung, daß Jude, Christ, Heide und Türk über das Resultat äußerst besorgt und zugleich sehr einig seyn mußten — —

Was ist hierauf zu sagen? Gegen die Vorsehung zu murren wäre albern: denn wenn wir sie auch zur eigenthümlichen Schutzgöttinn Frankreichs und der Bourbons personificirten, ja ihr dabei die Wage des Jupiters auf Ida selbst in die Hand gäben; in die Eine Schale legt sie die Gräuel der alten festgewurzelten Reichsverwaltung, einen ungeheuren Berg; in die andere Schale den jungen, von ihr geliebten Kronerben. „Was kann er zu diesem Gebirge thun? wird er nach wenigen Jahren es vielleicht noch thun wollen? Er entschlafe also den Tod eines Heiligen, eines von Gott geliebten, und es gehe der Ordnung der Dinge nach, nach welcher der fortgerollte Schneeball wächst, bis er schmilzt, die Gräuel sich thürmen, bis sie das Gleichgewicht verlieren.

Wir sind also auch des Glaubens vom großen Ludwig: „qui suffrit tout en chretien, il crut, „que dieu punissait le royaume des fautes de „son roi: il adora son juge; nulle plainte ne „lui échappa;“ erinnern uns dabei aber jenes

alten Judengottes, der mit unköniglichem Bedauern sprach: dich jammert des Kürbis; und mich sollte nicht jammern u. s. Lesen Sie die Worte selbst im unruhigen emigrirten Propheten. Jonas 4, 10—12.

34.

Wären Kränze der Belohnung in meiner Hand, o sollten mir außer den Einrichtungen, die das Bedürfniß fordert, besonders auch die Bemühungen werth seyn, die den gehässigen Wahn der Menschen unvermerkt zerstreuen und gesellige Humanität befördern. Nichts ist dem Wohlseyn der lebendigen Schöpfung so sehr entgegen, als das Stocken ihrer Säfte; nichts bringt den Menschen tiefer hinab, als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken, seiner Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche.

Also auch die Schriftsteller, die uns von der Stelle bringen, die das plus ultra auf leichte und schwerere Weise ausüben, gesetzt, daß sie auch keine neuen großen Resultate erjagten, wären mir sehr gefällig. Ein Mensch, der sich um Wahrheit bemühet, ist immer achtenswerth, wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt, daß diese auch bei weitem nicht Endzwecke wären. Denn was ist Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedes gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich.

Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine einzige Wahrheit ausgemacht haben (welches

doch ohne Wortspiel nicht behauptet werden kann), genug, sie bestrebten sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles was er auf diesem Gange erfunden und geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen. Der philosophische Geist ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und Zunftphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortdringen oft schädlich.

Insonderheit ist der philosophisch moralische Geist, der die Sitten der Menschen betrachtet, ihre Farben scheidet, und wenn ich so sagen darf, ihr Inneres auswärts kehrt, eine wahre Gabe des Himmels, ein unserem Geschlecht unentbehrliches Gut. Stimme man nicht das alte Lied an: „Menschen sind Menschen! sie sind was sie waren, „und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moral„philosophie sie gebessert?" Denn diesem faulen trübsinnigen Wahne stehet mit Nichten die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziel gelangten, müssen wir deßhalb nicht in die Rennbahn? Ja, wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre, und je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rückte, haben wir deßhalb nicht Schritte gethan? haben wir uns nicht beweget? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Vor andern scheinen mir die Moralisten wünschenswerth, die uns mit uns selbst in ernste Unterhandlung zu bringen vermögen, und uns auf eine

scherzende Weise durchgreifende Wahrheit sagen. Ich lasse der Akademie und Stoa ihren heiligen Werth! Plato und Marc Aurel nebst ihren Genossen werden dem Menschen, dem seine Bildung ernst ist, immer und immer Schutzgeister, Führer, warnende Freunde bleiben; wenn aber z. B. Horaz auf eine ernsthaft scherzende Weise sich selbst zum Gegenstande der Moral macht, wenn er an sich und an seine Freunde im Ton der Vertraulichkeit mit leichter Hand das schärfste Richtmaß leget, und die Heuchelei, den Aberglauben, den Sittenstolz, den Wahn und Dünkel von uns lieber fortlächelt als fortgeißelt, wenn er an sich und andern zeigt, daß man nicht im Aether hoher Maximen schweben, sondern auf der Erde bleiben und täglich in Kleinigkeiten auf seiner Hut seyn müsse, um nicht mit der Zeit ein Unmensch zu werden: wer kann dem Dichter da den Fleiß vergelten, den er, damit seine zarten Sittengemählde der Nachwelt werth würden, auf sie als auf wirkliche Kunstwerke gewandt hat? Diese Kunstwerke sind nicht nur lebendig, sondern auch belebend; ihr moralischer Geist geht in uns über; wir lernen an ihnen nicht dichten, sondern denken und handeln.

Jedem, der sich mit Horaz für andre würdig beschäftigen konnte, möchte ich, wenn Verdienst sich beneiden ließe, sein Verdienst beneiden. Auch unser deutscher Uebersetzer der Briefe und Satyren dieses Dichters, Wieland, hat vorzüglich durch den Kommentar derselben jedem feineren Menschen eine belehrende Schule der Urbanität eröffnet. Was Shaftesbury in seinen Schriften für den römi=

schen Dichter überhaupt ist, dessen moralische Kritik sich bei ihm allenthalben äußert; das ist unser Uebersetzer im schwereren Einzelnen, für Jünglinge sowohl als für Männer.

Nach der langen Nacht der Barbarei brach endlich auch unter den europäischen Völkern für die feinere Moral eine Morgenröthe an. Die Provenzalen und Romandichter der mittleren Zeiten waren ihre Vorboten; Weiber und Männer aus allen, auch den vornehmsten Ständen, suchten die Philosophie des Lebens wieder in die Welt einzuführen, und streueten ihr wenigstens Blumen. Sie erschien endlich, diese Philosophie, unter mehreren Nationen; und jeder Tritt soll uns heilig seyn, wo sie gewandelt. Sollte das böse Schicksal es wollen, daß ganze Länder Europa's (verhüte es der gute Genius der Menschheit!) wieder in die Barbarei versänken: so wollen wir, die an den Gränzen des Abgrundes stehen, die Namen und Schriften derer, die einst der Humanität dienten, um so heiliger bewahren. Sie sind uns alsdann Reste einer versunkenen Welt, Reliquien zerstörter Heiligthümer.

Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinweg rief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Du-Clos; was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.

Die Britten haben durch das, was sie humour nennen, die Fehler des humour's selbst dargestellt, und dadurch die Unregelmäßigkeiten, das Ausschw

fende und Uebertriebene in menschlichen Charakteren dem Gelächter Preis geben, dem moralischen Urtheil in's Licht setzen wollen. Da uns Deutschen dieser humour (leider oder gottlob?) fehlet, indem unsre Thoren meistens nur abgeschmackte Thoren sind, so ist's für uns, in diesen fremden Spiegel zu sehen, gewiß keine unnütze Beschäftigung. Der Flügelmann exercirt vorspringend, damit der Soldat im Gliede und der steife Rekrut exerciren lerne.

Aeußerst deutsch wäre es aber, wenn wir diese Uebertreibungen für Schönheit nehmen und Shakespeare's, Addison's, Swift's, Fielding's, Smollet's, Sterne's humoristische Figuren als Vorbilder des moralisch guten Geschmacks ansehen wollten. Dichter und Uebersetzer wären an diesem Stumpfsinn wenigstens sehr unschuldig.

Dank also auch jedem guten Uebersetzer guter brittischen Humoristen. Und wir wissen alle, wem wir in Deutschland vorzüglich hiebei Dank zu sagen haben, dem Uebersetzer Yorik's, Sterne's, Fielding's, Smollet's, Goldsmith's, Cumberland's u. f. Die Bode'schen Uebersetzungen der empfindsamen Reisen, des Tristram Shandy, Thomas Jones, Humphrey Klinker's, des Landpriesters von Wakefield, des Westindiers sind in aller Händen.

Für unser nordisches, angestrengtes und bedrücktes Leben sind überhaupt alle Schriften wohlthätig, in denen unser Geist abgespannt, erweitert und milde gemacht wird. Immerdar sich zu spornen, andre zu treiben und von ihnen sich bedrängt

zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unablässigem Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anders wohin aus als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann, als durch eine Darstellung dessen was sie ist, durch eine leichte fröhliche Nachahmung ihrer eignen Charaktere. Da lacht der Thor, falls er noch lachen kann, über sich selbst; und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibnitz meint, die ernsteste Wahrheit.

Nachschrift

des Herausgebers.

Statt einer langen Anmerkung erlaube der Leser mir hier eine Stelle mitten unter fremden Briefen.

Der Mann, an den zu Ende des vorstehenden Briefes mit dem verdienten Lobe gedacht war, war mein Freund, und er ist nicht mehr. Eben da ich diesen Brief zum Druck übersehe, wird seine Leiche begraben; aber ein Theil seines Geistes, und seine redliche Mühe wird, hoffe ich, in unserer Sprache noch fortleben, so wie sein Andenken im Herzen seiner Freunde,

Bode war mehr als Uebersetzer; er war ein

selbstdenkender, ein im Urtheil geprüfter Mann, ein redlicher Freund, im Umgange ein geistiger, froher Gesellschafter. Und doch war sein Charakter noch schätzbarer, als sein Geist; seine biedern Grundsätze waren mir immer noch werther, als die sinnreichsten Einfälle seines muntern Umganges. Er hatte viel erlebt, viel erfahren; in seinen mannigfaltigen Verbindungen hatte er Menschen aus allen Ständen von Seiten kennen gelernt, von denen wenige andere sie kennen lernen, und wußte sie zu schätzen und zu ordnen.

Die Schwärmerei hassete er in jeder Maske, und war ein Freund so wie der gemeinen Wohlfahrt, so auch des wahren Menschenverstandes. Der betrügenden Heuchelei entgegenzutreten war ihm keine Mühe verdrießlich; gern opferte er diesem Geschäfte Zeit, Kosten und Seelenkräfte auf, die er sonst abwechselnder, vielleicht auch einträglicher hätte anwenden mögen. Viele seiner Freunde in mehreren Provinzen Deutschlands kennen ihn von dieser Seite; und wer einer standhaften Mühe in redlicher Absicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird das Verdienst eines Mannes ehren, der in seinem sehr verbreiteten Kreise vielem Bösen widerstand, und in seiner Art (nicht politisch!) ein Franklin war, der durch die Mittel, die in seiner Hand lagen, der Menschheit nichts als Gutes schaffen wollte, und gewiß viel Gutes geschafft hat. Großmuth war der Grund seines Charakters, den er in einzelnen Fällen mehrmals erwiesen; nach solchem nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, vergessener Armen, der Gekränkten, der

Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit.

Auch seine Uebersetzungen hatten diesen Zweck, und sein Fleiß dabei war unermüdet. Er bewarb sich bei ihnen sowohl um die Eigenthümlichkeit des Gedankens, als des Ausdrucks; mithin arbeitete er in beiden Sprachen. Er, Lessings Freund und bei einer Schrift sein Mitübersetzer, wollte nie ein Sprachverderber, wohl aber mit Urtheil und Prüfung ein Erweiterer der Sprache werden. Die falschen Nachahmungen in seiner Manier hassete er eben sowohl als die Nachäffungen der Charaktere, die er dem deutschen Publikum verständlich machte; er übersah und übersetzte sein Buch als ein Mann von gesundem Verstande.

Ein schätzbares Geschenk, das er uns hätte geben können, wäre die Beschreibung seines eignen Lebens gewesen. Schonend und bieder sagte er aber: „Von meiner Seite würde es anmaßend scheinen; andere würde es kompromittiren. Ich will in Friede schlafen.“

Und so schlafe er denn in Friede! Sein Ende kam, wie seine Freunde es wünschten, ohne langwierige Krankheit; fast bis an seinen Tod hin war er unverdrossen geschäftig. Viele Gute halten ihn werth. Unweit dem Künstler Kranach liegt er begraben.

35.

Als ich in Ihren Briefen die Fragmente über die Humanität Homer's in der Ilade

las, fiel mir ein Schriftsteller ein, der vor Jahren nicht recht nach meinem Sinne gewesen war, Thomas Gordon über den Tacitus.*) In der Jugend muß man keine politischen Betrachtungen, weder Gordon noch Tacitus lesen; sie machen uns eine zu ernste, zu saure Miene. Man siehet die Welt alsdann noch gern von der fröhlichen Seite an und hasset den grübelnden Tadel.

Ueber den Tacitus änderte sich mein Urtheil, als ich ihn in reifern Jahren las. Ich kam davon zurück, daß er ein Sauertopf sey, der üble Gerüchte und politische Grübeleien zusammengemischt hätte (ein gemeines, aber äußerst falsches Urtheil), wie sehr wünschte ich, Ihnen auch den Areopagiten Gordon, frei von seinen Schlacken (brittischen Vergleichungen und Epanorthosen), bloß als einen lichten und leichten Versuch über die Humanität des Tacitus zusenden zu können! Nicht leicht hat ein Schriftsteller so viele Gemüther tiefer an sich gezogen, als dieser Römer; wer ihn studirte, ward mit Geist und Sinn der Seine. Daher so viele Kommentatoren des Tacitus; je redlicher es jemand meinte, je mehr er die politische Welt aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte, desto mehr liebte

*) Das englische Original kenne ich nicht. Die französische Uebersetzung heißt: Discours historiques, critiques et politiques sur Tacite p. Gordon. Amst. 1742. Die deutsche hat den unförmlichen Titel: Die Ehre der Freiheit der Römer und Britten nach Gordons staatsklugen Betrachtungen über den Tacitus. Nürnberg, 1764.

er den alten Geschichtschreiber und ward gar selbst sein Kommentator.

Was Gordon über des Tacitus Charakter, über seine Denkart, seine Beschreibungen, seine Grundsätze, seine Moral, endlich über seine Schreibart behauptet, sagt eher zu wenig, als zu viel; so manches auch die lateinischen Stylisten, selbst der gute Lord Monboddo dagegen einzuwenden haben möchten.*) Nach allen Vorübungen, die wir im Deutschen als Versuche seiner Uebersetzung gemacht haben, wünsche ich eine wahre Uebersetzung desselben; mich dünkt, unsre Sprache sey dazu vor allen andern fähig.

Als Proben von der edeln Denkart des Tacitus führt Gordon schöne Stellen an, z. B. wie Hermanns Gemahlinn, durch Verrath gefangen, unter andern edeln Frauen vor Germanikus geführt wird: „Segests Tochter, doch gleichgesinnter dem Gemahl „als dem Vater. Auch überwunden kannte sie „keine Thränen, kein flehendes Wort; sie hatte die „Hände über ihren schwangern Leib zusammenge„schlagen und sah auf ihn nieder.“ Wie Germanikus dem teutoburger Walde nahend, in welchem die Gebeine des Varus und seiner Legionen noch unbegraben lagen, nun herzlich verlangt, dem erschlagenen Heerführer und seinem Heer der Menschheit letzte Pflicht zu leisten. „Da jammern alle, die mitwaren, über Verwandte, Freunde, über Kriegsunfälle, über der Menschen Schicksal. Sie

*) Vor der Zweibrücker Ausgabe des Tacitus ist Crollius lange Vorrede über diese Materie sehr schätzbar.

kommen an den traurigen Ort; sie sehen Varus Lager, die Ueberbleibsel derer, die zurückgedrängt Rettung hatten suchen wollen, endlich das Feld voll weißer Gebeine, wie sie geflohen und gestanden, aus einander gesprengt und an einander gedrängt gewesen waren; neben an lagen zerbrochene Spieße, und Pferdeglieder; an Baumstämmen waren angenagelte Köpfe; nah an im Walde standen die barbarischen Altäre, auf welchen Tribunen und Centurionen geblutet hatten. Und die dieser Schlacht, die der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten: „Hier „fielen die Anführer der Legionen, dort wurden die „Adler erbeutet; hier bekam Varus seine erste „Wunde; dort gab er sich mit unglücklicher Rechte „selbst den Tod. Auf dieser Höhe stand Hermann „und sprach den Seinigen Muth zu; hier die Gal„gen, woran er die Gefangenen knüpfen, dort wo er „die Adler und Feldzeichen verhöhnen ließ.“ Nach sechs Jahren also begrub eine römische Armee ihre drei Legionen, und keiner kannte, wen er begrub, ob seinen Verwandten, ob einen Fremden. Jeder ward als Blutsfreund, als Verbündeter bestattet, mit desto größerem Zorn gegen den Feind aufgebracht und traurig.“

So führt Gordon die schöne Stelle über Tiberius an: „Seine Unthaten und Laster wurden ihm selbst zur Marterstrafe: denn vergebens habe der weiseste Alte nicht gesagt, daß wenn man solcher Unmenschen Inneres aufschließen könnte, und Striemen und Wunden der Seele auch sichtbar wären, wie Wunden des Körpers, man ihr Gemüth nicht

anders, als von Grausamkeit, Wollust, und übeln Rathgebern zerfleischt erblicken könnte."

Dergleichen Stellen führt Gordon mehrere an. Aber was sind sie außer dem Zusammenhange der Geschichte, die ihnen eigentlich Urkunde und Beleg ist? Die letzte Stelle z. B. beziehet sich auf des Tiberius meisterhaften, kurzen Brief an den römischen Rath: „was ich Euch schreiben soll, meine Herren, oder wie ich schreiben oder was ich euch jetzt nicht schreiben soll; alle Teufel mögen mich holen (die mich täglich und stündlich plagen *)), wenn ich das weiß!" Da konnte Tacitus hinzusetzen: „weder Glück noch Einsamkeit konnten den Tiberius schützen, daß er die Qual seiner Brust, und die Strafe, die er an sich selbst litt, nicht selbst bekennte."

Soll ich Ihnen von Gordon mehr erzählen? Nur seine Kapitel will ich herschreiben. „Von Cäsars unrechtmäßigem Besitz der Herrschaft, und warum dessen Name weniger als des Catilina Name gehässig ist? Von Octavius Augustus Ränken, seinem rachsüchtigen Gemüth, seinem Meineide, Grausamkeiten, und den Begebenheiten, die zu seinem großen Namen beitrugen. Von der Liebe des Volks und Rathes, die er sich zu erwerben suchte. Von der Ehre, mit welcher ihm die Dichter ge-

---

*) „Mögen die Götter mich noch mehr herunterbringen, „als ich (im 77sten Jahr des vielgenossenen Lebens) „mich täglich abnehmend fühle." M.

schmeichelt. Von dem falschen Glanz, den seine Nachfolger ihm verschafft haben. Vom Kaiserregiment. Vom Majestätsgesetz. Von Anklagen und Angebern. Von der allgemeinen Entehrung der Gemüther, und von der Schmeichelei, die eine unumschränkte Regierung begleiten. Vom Geist der Höfe. Ueber Armeen und Eroberungen. Ueber die Kaiser, deren Geschichte Tacitus beschreibt, über ihre Minister, ihre Unglücksfälle und die Ursachen ihres Sturzes. Ueber die Bestechung der Minister. Von Finanzen, Volk, Adel, dem Aberglauben der Regenten u. s. —

Ein ganzes Staatssystem mit zahlreichen Beispielen und Sprüchen aus Tacitus belegt; zwar nicht im scharfsinnigen Weltgeschmack des Macchiavells, desto mehr aber, und bis zum Uebermaße, mit aller Wärme eines ehrlichen, das Beste wollenden Mannes gezeichnet. Diderot rechnete Gordon unter seine liebsten Schriftsteller; schaden wenigstens wird er niemanden, und muntert sehr zum eignen, verständigen Lesen des Tacitus an. Hätte er damit nicht seinen Zweck erreicht?

O daß wir den Tacitus ganz hätten! Warum müssen seine Jahrbücher gerade mit dem Tode des edeln Thrasea, seine Geschichtbücher eben vor Vespasian aufhören? Seiner Germania wegen ist Deutschland ihm besondern Dank schuldig; und vielleicht hat keine europäische Nation mehr Ursache

als sie, in Tacitus Manier ihre Geschichte nach der vortrefflichen Grundlage, die er von Deutschland selbst gemacht, fortzuschreiben. Schenkte uns indessen nur ein zweites Kloster Corvei den ganzen Tacitus und in Absicht Deutschlands seinen Gesellen, den Plinius, wieder!

36.

Wie, wenn ich Ihnen für Ihren schottischen Gordon einen deutschen Kommentator des Tacitus nennte, der jenem an der Seite zu stehen wohl werth, aber desto unbekannter, desto ungeschätzter ist? Die bloßen Grammatiker haben von seinen Anmerkungen über diesen Römer sehr zurücksetzend gesprochen; sie sind aber voll Kenntniß der Geschichte, voll Lebens- und Geschäftserfahrung, dabei mit so deutscher Treue und Biederkeit, vor mehr als hundert Jahren geschrieben, daß sie für uns endlich doch ein lehrreiches Buch werden könnten. Es sind die sogenannten politischen Anmerkungen über Tacitus vom Mömpelgard'schen Geheimenrath Forstner.*)

Moser hat sich um diesen Mann verdient gemacht, daß er seine Lebensgeschichte, so gut er sie haben konnte, in sein patriotisches Archiv aufnahm. Eine Reihe Briefe desselben kennen Sie aus einer andern nützlichen Sammlung.**) Wie?

*) Christoph. Forstneri notae politicae ad C. Tacitum. Argent. 1650.

**) Le Brets Magazin zur Geschichte. A. d. H.

wenn jemand, jedoch mit Auswahl und Zusammenstellung, Forstners Gedanken über Tacitus übersetzte, und Friedrich Carl Moser sie auch nur mit Wenigem kommentirte, so käme dieser Reichthum bescheidener, geprüfter Gedanken doch einigermaßen in Umlauf.

Ueberhaupt warum liegen die Betrachtungen verdienter deutscher Staatsmänner voriger Zeiten bei uns so tief im Dunkel? Engländer, Franzosen und Italiäner haben die ihrigen schön aufgeputzt; wir stehen hierin fast hinter Polen und Ungarn. Und doch ist das Geschäft- und Gedankenreich verdienter, sachkundiger Männer einer Nation gleichsam der Stamm, ohne welchen sie kaum eine Nation, geschweige ein durchdachter, durchempfundener Staatskörper genannt zu werden verdienet. Die geographischen Gränzen allein machen das Ganze einer Nation nicht aus; ein Reichstag der Fürsten, eine gemeinschaftliche Sprache der Völker bewirken es auch nicht allein; ja letztere ist in Deutschland den Provinzen nach so verschieden (große Striche sprechen ganz und gar eine fremde Sprache, ganze Klassen der Menschen nehmen an Gedanken gar keinen Theil), daß, wenn man dieß alles zusammenhält, man es den Magistern nicht übel nehmen kann, wenn sie pro gradu noch bis jetzt über das Thema disputiren: „welche Regimentsverfassung Deutschland habe? oder ob die Deutschen eine Nation seyen?" Die spottenden Urtheile der Ausländer hierüber, auch wenn sie unserm Fleiß, unsrer Treue, unsrem Biedersinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind bekannt. Sollte es also nicht der geringste

Dank seyn, den man dem verstorbenen Diener erweiset, daß man mit seinen Dienstleistungen auch die Gedanken, deren er sich dabei erkühnte, der Nachwelt nicht entziehe? Wenigstens bilden sodann doch die treuen Diener eine Kette, die Jahrhunderte durchreicht, und an die sich neue treue Diener anschließen mögen. Das Jahrhundert der Reformation erlaubte sich noch, auch über vaterländische Sachen laut zu denken; seitdem ward alles Rang, Form und Stand, oder ging, sobald es ein eigner Gedanke schien, in die Archivgräber.

Daher dann, daß uns eine Geschichte Deutschlands so lange gefehlt hat, und in manchen Theilen noch lange fehlen wird. Daher, daß unser Sleidan keine Ausgabe wie der französische Thuan erlebt hat, und unsre Mevii, verstandreich wie sie sind, den Montesquieu's, Clarendon's, Sarpi's anderer Nationen an Ruhm, Glanz, allgemeiner Bekanntschaft und Schätzung wohl nachstehen müssen. Daher, daß die Monzambano's, die a Lapide unter besonderm Schutz, immer also halbparteiisch schreiben, wohl gar in fremde Länder gehn, oder Fremde seyn mußten. Daher endlich, daß die besten Schriften dieses Faches in Deutschland vergleichungsweise wenig oder keine Wirkung thun: denn oft ist mit jeder dritten Meile das politische Interesse der deutschen Provinzen geändert.

Weit entfernt bin ich, hiemit eine Staatsklügelei nach Deutschland zu wünschen, die Gottlob unser Charakter nicht ist, und die jedem Volk verderblich gewesen. Raisonnirte Geschichte aber, raisonnirte Erfahrungen des Lebens aus

allen Ständen, in allen Verhältnissen und Aemtern muß jedermann wünschen. Durch die Vernunft lebt der Mensch, ob er gleich vom Brode lebet; die oft theuer erworbene Summe von Gedanken und Erfahrungen unsres Lebens ist auch ein Besitz, und jedes Glied des Staats gehört dem Ganzen nicht nur durch das, was es mechanisch that, sondern auch durch das, was es bei diesem mechanischen Thun dachte. Schweigen verständige Leute, so redet der Thor; der spricht sodann desto unbesonnener und lauter.

Mich dünkt, in Deutschland war zu neueren Zeiten Moser der erste, der in dieser Art freimüthiger und bescheidner Biederkeit ein Beispiel gab. Stellet man ihn mit älteren Deutschen, sogenannten Staatsmännern, Kulpis, Reinkingk, Veit Seckendorf zusammen, welch ein Unterschied! gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Sein Herr und Diener, seine Beherzigungen, Reliquien, patriotische Briefe, sein Schutt zur Wegebesserung und was für Einkleidungen er sonst gewählet, sind einestheils mit einer so treffenden Wahrheit, anderntheils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre. Züge der Beredsamkeit sind in ihm, deren sich mancher brittische Parlamentsredner nicht schämen dürfte; und alles hüllet sich endlich in den Mantel der deutschen Bescheidenheit und Demuth. Sein patriotisches Archiv enthält treffliche Sachen; so wie durchaus keiner seiner Aufsätze von Geist und Herz leer ist. Die meisten derselben, weil

sie deutsche Dinge betreffen, lesen sich, als ob sie heute geschrieben wären.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden periodische Schriften, mancherlei Inhalts, im jetzigen mehrten sich diese nicht nur im Ganzen, sie vervielfachten sich auch in einzelnen Provinzen bis zu wöchentlichen Blättern und Beiträgen, die in Deutschland ein sehr guter Same geworden sind. Mösers patriotische Phantasieen sind aus Beiträgen zum osnabrückischen Wochenblatt entstanden, und was andre Zeitschriften hier, dort und da in den germanischen Wäldern für Nutzen gestiftet haben, ist weniger landkundig, als wahr und rühmlich. Laß es hie und da auch Mißbräuche dieses Vehikuls gegeben haben und geben; Mißbrauch hebt die gute Sache nicht auf. Viele unsrer deutschen Journale sind ein Fundbuch trefflicher Materialien; ja in Deutschland fast das einzige Mittel, wodurch Provinzen und Stände einander kennen lernen. Mancher böse Pflichtträger, der sich gleich jenem im Evangelium weder vor Gott noch Menschen fürchtet, scheuet sich wenigstens vor der Schande eines Journals. —

Ungleich höher und weit voran alle diesem stünde die Geschichte, wenn sie jeder Provinz unsres Landes mit Geschmack, Verstand und Patriotismus bereits einheimisch geworden wäre. Wollten wir uns von einigen derselben nach und nach nicht ausführlicher unterhalten? Wenn irgend eine Wissenschaft, so ist ja die Geschichte ein Studium der Humanität, ein Werkzeug des ächtesten Vaterlandsgeistes.

37.

Der Wunsch unsres Freundes *) fängt an in Erfüllung zu gehen; Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst sind in zwei Bändchen erschienen, die zu mehreren Hoffnung erwecken und Hoffnung geben. **) Petrarca, Augustin, Uriel Acosta, Franz Junius, Comenius, Holberg, Leibnitz sprechen hier; allesammt in der eignen Sprache ihres Herzens und Geistes. Von Petrarca sind seine drei Gespräche über sich selbst, „mein Geheimniß" genannt, ganz übersetzt; Augustin's Bekenntnisse im Auszuge. Acosta's exemplar vitae humanae, wie es Limborch, Franz Junius Lebensbeschreibung, wie sie Merula bekannt gemacht, Comenius Bekenntniß von sich aus seinem Eins ist Noth (unum necessarium), Holberg, Leibnitz aus ihren Briefen. — Können verschiedene, allesammt merkwürdige Männer in einem engeren Raum auftreten, und von sich zeugen?

Ihrem eignen Zeugnisse hat der Autor mit Erzählung ihrer Lebensumstände fortgeholfen; wie, dünkt mich, nothwendig und recht ist. Was weiß ein Sterblicher, wer oder wozu er da sey? zu welchen Zwecken ihn die Vorsehung in ihrem großen Plan brauchen werde? Er schüttet sein Herz aus, in Freude oder meistens in Leid, vor Gott, vor sich selbst oder vor Menschen; sein Auge blickt nieder zur Erde. Denn seiner Schwächen, seiner müh-

*) 5ter Brief zur Beförderung der Humanität.

**) Winterthur 1791. 1793. von J. G. Müller.

samen, oft eiteln Bestrebungen, seines Kampfes mit sich und mit andern demüthig bewußt, zählet er sich kaum, und kann und darf nicht rechnen, was seine Ziffer zum großen Nenner der Welt bedeute oder bedeuten werde? Hier darf der Autor, der den Bekennenden als Freund vorführt, zumal wenn er Jahrhunderte nach ihm lebet, wohl ein Wort über ihn sprechen, und auf der großen Tafel der Weltbegebenheiten zeigen, wo er stand, wo er künftig stehen möchte.

Petrarca war eine der zartesten Seelen, die in menschlichen Körpern erschienen. Nicht seiner Sprache allein hat er jene Formen süßer Sonnette und Kanzonen, und mit diesen zugleich die erlesensten Gedanken der Provenzalen, ja jenes Ideal einer Liebe eingedrückt, die sich mehr im Himmel als auf der Erde fühlet. Sondern für ganz Europa war er ein eifriger Erwecker der Alten; für Italien, für Rom war er ein Patriot, deßgleichen es unter den Petrarchisten keinen mehr gab, und was über alles geht, ein strenger Bearbeiter seines Herzens und Geistes. Seine Briefe und andre lateinische Schriften sind eine eigentliche Schule der Bildung sein selbst, voll männlicher Unterhaltung. Eine Seele dieser Art, die allenthalben Ruhe suchte und sie nirgend fand, in einsamen Selbstgesprächen mit ihrem Schutzgeist sprechen zu hören, mag freilich eitele Leser ermüden; Beobachter menschlicher Sinnesarten aber werden ihr angenehm lauschen, und zarte Gemüther, wie Petrarca selbst war, wird er tief in ihr Inneres führen. Diese Bekenntnisse und die Nachrichten zu dem Leben des

Petrarca*) müssen jedem, der für's stille Gemüth lieset, eine liebe Unterhaltung seyn.

Augustin (der zweite Mann, den unser Autor in seinem Selbstbekenntnisse darstellt) war ein Kirchenvater; er ist's auch in seinen Konfessionen. Um die Seele eines Kirchenvaters kennen zu lernen, von der manche, die auf diesen Namen schmähen, fast keinen Begriff haben, muß man sie lesen. Die ganze Denkart, ja ich möchte sagen, der Witz, die Phantasie, selbst die täuschende Sophisterei Augustins ist in ihnen. Unser Autor ist über ihn nur kurz gewesen: denn über Augustin müßte man ein Buch schreiben.

Welche Kämpfe hat der arme Acosta sich zugezogen! welche Verfolgungen der redliche Junius standhaft ertragen! Auch bei Comenius siehet man seinen zwar nicht tiefdringenden, aber vielumfassenden Geist, seinen allenthalben auf's Nutzbare, auf Reform der Wissenschaften und Schulen gestellten Sinn. Ueber ihn, der für sein Zeitalter mehr als Basedow war und noch mehr hätte seyn können, wünschte ich, daß jemand ausführlicher spräche.

Holbergs Leben ist äußerst merkwürdig und unterhaltend, wie es auch der Mann selbst war. In seiner Zeit und Lage, nach einer solchen Jugend hat er ungemein viel geleistet; er riß sich selbst über die Denkart seines Landes hervor, und ward, zwar in keiner Bemühung ein Stern erster Größe, allenthalben aber ein freundlicher Stern mitten im dichten

*) Lemgo 1774—1778.

ten Nebel. Manche seiner Schriften sind noch jetzt sehr lesbar, zumal sein Klimm und seine Briefe. Unter den Alten waren ihm Plutarch und Lucian, Terenz, Ovid, Juvenal, Petron und Plinius, unter den Neuern nebst einigen Geschichtschreibern Grotius, Bayle, le Clerc, Moliere die liebsten; man siehet die Spuren davon in seinen Schriften, in denen sich nirgend ein tiefer, allenthalben aber ein heller, lebhafter, vernünftiger, moralischer Geist zeiget.

Leibnitz endlich — hier konnte unser Autor, der die bekannten Lebensumstände nicht wiederholen wollte, wenig sagen: denn die Geschichte seines Geistes hat Leibnitz uns nicht selbst geschrieben. Er lebt für uns in seinen Schriften, aus welchen hier einige Umstände zusammengestellt sind. Hören Sie von ihm eine Weissagung:

„Ich finde, daß solche (leichtsinnige, irreligiöse) Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der Generalrevolution, von welcher Europa bedrohet wird, zubereiten, und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. Der Gemeingeist (public spirit) vermindert sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abneh-

men, wenn er aufhört, von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein anderes Principium mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre schon der, der nichts thut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um seine Ehrsucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergießen und alles über einander werfen würde: so wäre ihnen das alles nichts und selbst ein Herostrat würde ihnen ein Held seyn. Laut macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig; laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beste sorgen; und zeigt jemand in der reinsten Absicht die traurigen Aussichten, die sich uns für die Zukunft eröffnen, so ist die Antwort: „laß diese für sich sorgen." — Leicht aber dürften solche Leute zuerst das Unglück erfahren, welches sie bloß für andere aufbewahrt glauben. Kommt man dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor, so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt sie aber überhand, so wird die Vorsicht die Menschen gerade durch die Revolution, die daraus entstehen muß, heilen, und was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dieß gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann."

So weit Leibnitz. Wünschen Sie nicht, daß unserm Autor viele, auch ungedruckte Bekenntnisse merkwürdiger Männer zukommen mögen? Wenn in unserm Vaterlande der moralische Gemeingeist, über dessen Abgang Leibnitz klaget, noch nicht ganz ausgestorben ist, so sollte dieser ihm solche in sein Sakrarium treuer Bekenntnisse zuführen.

38.

Sie wünschen, mein Lieber *), daß ich Ihre Uebersetzung von Petrarca's Geständnissen mit einer Vorrede begleite. Von meinem guten Willen hiebei sind Sie wohl überzeugt, da jede Stunde, die mich Ihnen im Geist nähert, und mir in Gedanken unsre ehemaligen Spaziergänge und Gespräche erneuert, mir nicht anders als lieb seyn kann; eben deßwegen aber verzeihen Sie auch, daß ich das feierliche Amt eines Vorredners dießmal und bei dieser Schrift nicht übernehme. Was ich dabei zu sagen habe, läßt sich weit besser im vertraulichen Ton eines Briefes, eines Gespräches sagen.

Sie wissen, was in unsrer Zeit Rousseau's Konfessionen für eine Sensation erregt haben. Begierig erwartete man sie; und wie ungleiche, wie äußerst verschiedene Urtheile sind darüber selbst von

*) An Johann Georg Müller, dessen Verdienst um Petrarca im vorigen Brief berührt war. Auch dieser, aus dem Herzen geschrieben (daher er Müller'n wahrhaft liebte), steht vorn an den Bekenntnissen.

Rousseau's wärmsten Freunden und Verehrern gefället worden! Wem, wenn er diesen Disputen sowohl über einzelne Stellen und Situationen, als über den Geist, der im Ganzen herrscht, oft beigewohnt, oder an ihnen Antheil genommen hat, müssen nicht allgemeine Ideen über dergleichen Konfessionen aufgegangen, und die Frage beigefallen seyn: wie fern kann und darf und soll ein Mensch Geständnisse von sich dem Publikum machen? und welche Hauptidee, welch ein Kompaß muß ihn bei dieser gefährlichen Schifffahrt leiten? Da nun Ihr Petrarca einer der Vorgänger Rousseau's in dieser Art Konfessionen gewesen: sehen Sie, so ist der Inhalt unsers Vorgesprächs darüber uns durch die Sache selbst gegeben.

Der erste Meister solcher Konfessionen ist Augustin; er war Petrarca's Vorbild, und es ist gewiß, daß ohne ihn, vielleicht auch ohne den Augustiner Denis von Robertis, der, in einem freien Verstande des Worts, Petrarca's Gewissensrath war, Petrarca vielleicht so eigentlich diesen Weg nicht würde genommen haben. Ziemlich frühe schrieb er schon an den Bischof von Lombes, der in einem scherzhaften Briefe seine Laura für ein Hirngespinnst und seine Liebe für den Augustinus für eine Komödie erklärt hatte, außerordentlich ernsthaft: „Wenn ich die Poeten und die Philosophen „liebe, so folge ich darin dem Beispiel des heil. „Augustinus. Nie würde er sein Buch von der „Stadt Gottes gemacht haben, wenn er nicht voll

„von ihren Ideen gewesen wäre. Vielleicht hätte „er aufgehört, sie zu studiren, wenn er wie der „heil. Hieronymus einen Traum gehabt hätte, wo„rin ihm wäre vorgeworfen worden, daß er den „Cicero zu sehr liebte. Sie wissen, wie er selbst „gesteht, er habe in den Büchern der Platoniker „viele Lehren unserer Religion gefunden. Er fügt „hinzu, da er den Hortensius des Cicero gelesen, „habe er sich von allen Sekten losgemacht, um al„lein der Wahrheit anzuhangen. Ich nehme diesen „Vater wegen der Wahrheit dessen, was ich sage, „und wegen der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu ihm „zum Zeugen. Er ist an einem Orte, wo er weder „betrügen noch betrogen werden kann. Ich hoffe, „daß er mit meinen Irrthümern Mitleiden haben „wird, vornehmlich, wenn er sich an seine eignen er„innert." So fährt er fort, und beschließt endlich den Brief im ironischen Ton des Bischofs: „er hoffe, „daß dieser Augustinus, gegen den er so viel Liebe „vorgebe, ihn mit Waffen gegen eine Laura verse„hen werde, die gar nicht existire." — In eben diesem Jahr hatte er mit seinem Bruder eine Reise auf den Berg Ventoux gethan, die er dem vorgedachten P. Denis beschreibt. Ich wünschte, daß Sie den schönen Brief als eine Einleitung zu seinen Konfessionen übersetzten: denn wahrscheinlich war diese Höhe der Empfängnißort der ersten Idee dieser Konfessionen. Indem er seine Augen an dem großen Schauspiel der Aussicht über Länder, Berge und Meere, die seinen Geist erhob und ihn zu frommen Betrachtungen weckte, gesättigt hatte, nahm er die Bekenntnisse des heil. Augu-

stinus, die er immer bei sich trug (ein Geschenk des P. Denis), in die Hand; er traf auf eine Stelle, die ihm so wunderbar passend für seinen Zustand vorkam, als jene, die der heilige Augustinus und Aloysius aufschlugen, und von denen sie die bekannte große Wirkung verspürten; kurz, er glaubte, „daß er nichts Besseres thun könne, als diesem „Heiligen nachzuahmen.“

Sie kennen den Heiligen, den Mann von seltnen Gaben, und einer so feinen vielgewandten Denkart, wie Augustinus war. Die Schicksale und Fehler seiner Jugend, die mancherlei Wendungen seiner warmen und reichen Phantasie, die hitzige Thätigkeit seines Lebens, die Krümmen und Rückwege, denen sein geschäftiger, beredter Disputirgeist ausgesetzt war, und dabei die innere Redlichkeit, die sanfte Empfindlichkeit seines Herzens, alles dieß gab ihm nicht nur den Stoff zu seinen Konfessionen, sondern machte ihm auf der Stelle, wo er stand, dieselbe, so wie auch seine Retractationen, gewissermaßen moralisch nothwendig. Ein Geist, wie dieser, mußte oft und viel fehlen; aber auch seiner Fehler spät oder früher inne werden; und da war es freilich eine Art süßer Buße, das Gewirre seines Herzens der obersten Weisheit vorzulegen, und was er an sich nicht ändern konnte, ihr liebevoll zu beichten. In den Konfessionen Augustins herrscht eine so weiche Zärtlichkeit, ja ich möchte sagen, eine so verführerische Buhlerei mit Gott und seinem eignen Herzen, daß sie zu allen Zeiten und beinahe vor allen Schriften dieses Kirchenvaters Liebhaber und Verehrer gefunden haben,

auch unter denen, die nicht eben seines Ordens waren. Eben so war Petrarca eine der zarten, empfindungsreichen Seelen, die bestimmt scheinen, lange Jahre oder vielleicht lebenslang mit sich im Kampf zu leben. Wer seine Rime und Canzoni gelesen hat, kennet das Bedürfniß seines Herzens, beinahe ganz in der Phantasie zu leben; und da er wirklich von sehr moralischer Natur war, wie seine Briefe und Aufsätze, seine Verbindungen und Freundschaften, ja fast alle Tritte und Schritte seines Lebens zeigen: so war es wohl natürlich, daß sein immer begehrendes, nie gesättigtes Herz oft in Umständen seyn mußte, daß ihm Geständnisse dieser Art allein Luft machen konnten. Wenn Augustin also in diesen Selbstgesprächen sich unmittelbar an Gott wandte, so wandte Petrarch in ihnen sich an Augustin, seinen Lehrer, der ihm dieß Mittel zur Erforschung und Erleichterung seines Herzens gezeigt hatte, ja den er als einen Mittler und Heiligen bei Gott glaubte. Dieß war sehr natürlich für den, der auch an Cicero, Varro und Livius Briefe schrieb, als ob diese noch lebten, der mit Abwesenden wie mit Gegenwärtigen umging, ja der überhaupt mehr in der Entfernung als in der Gegenwart, mehr in der Einbildung als im Genuß des Daseyns lebte. Seltene Wesen dieser Art sind gleichsam geflügelte Geschöpfe, Schmetterlinge, die von allen Blüthen nur das Feinste kosten wollen, und in dunkeln Stunden, wenn sie gewahr werden, daß noch das Gespinnst der Raupe an ihnen hängt, aus sich selbst hinauszufliegen streben, und also tapfer mit sich kämpfen. Es kann nicht fehlen, daß

wenn ihre sonderbaren Selbstgespräche, ihre inneren moralischen Kämpfe andern vor Augen kommen, die nicht von einer so feinen Natur sind, um sich gleichsam selbst zertheilen und also mit sich streiten zu können, sondern immer höchst zufrieden mit sich leben, sie diesen ein Aberwitz, eine Schwärmerei, eine hochmüthige und am Ende doch unnütze Thorheit scheinen. Gleichergestalt ist's auch nicht zu läugnen, daß, wenn sie schwachen Nachahmern in die Hände gerathen, sie ihnen zu mancher unnützen Anstrebung und Beeiferung, zu einer thörichten Verwirrung ihrer Gedanken, zu einer lächerlichen oder traurigen Aufblähung ihres Charakters, kurz zu einem moralischen oder frommen Wahnsinn Anlaß geben können, in welchem sie durchaus eine fremde und mit Nichten ihre eigene Person spielen. Welches Ding auf Erden ist aber völlig von Mißbrauch frei? und sind nicht die feinsten wirksamsten Elemente gerade diejenigen, die am meisten gemißbraucht werden? Freilich gehet, was unmittelbar, gleichsam durch Sympathie wirkt, durch diese zustimmende Sympathie, wie durch eine unmittelbare innige Berührung im Guten und Bösen mächtig über.

„Warum also, wird man Ihnen sagen, müssen „solche Dinge geschrieben, abgeschrieben, übersetzt, „gedruckt werden? Wer Gott oder dem heil. Au„gustin beichten will, beichte ihnen in der Stille: „was soll eine Erleichterung des Herzens vor aller „Welt? Wozu soll es, daß man ein ganzes Publi„kum, ja selbst die Nachwelt zu Vertrauten seines „Innersten, seiner geheimsten Schwachheiten und „Busenfehler macht, wenn da nicht ein geheimer

„Stolz, eine Eitelkeit und Eigenliebe dahinter „steckte?" — Ich bin so weit entfernt, die Konfessionisten dieser Art von diesen Thorheiten ganz frei zu sprechen, daß ich vielmehr glaube, bei vielen oder den meisten derselben sey dieser Fehler wirklich und zwar ziemlich offenbar im Spiele. Wer nicht einmal insgeheim beichten kann, ohne daß nicht zugleich sein Ohr begierig lausche, ob nicht ein anderer ihn höre und seine Beichte aufschreibe; wer selbst den geheimen Unrath seines Herzens für solch ein Heiligthum hält, daß er ihn nicht ablegen mag, ohne ihn zugleich einer Heerde gläubiger und frommer Schafe als Arznei zu verkaufen: allerdings spottet der Gottes und der Menschen, und so lehrreich seine Gaukelei seyn mag, ist und bleibt er dennoch ein Gaukler, ein selbstsüchtiger Heuchler. Er legt die Krambude seines Herzens andern zur Schau aus, damit man sich nur mit ihm beschäftige, und hält sich für ein so merkwürdiges Wesen, daß es ihm leid thut, nicht alles, was er thut, zur Erbauung des Volkes auf dem öffentlichen Markte thun zu können. Auch Menschen, die in der Jugend sehr bescheiden waren, können im feinen Netz der Selbstliebe so weit geführt werden, daß man in wenigen Jahren über ihre vermessene Demuth erstaunt; und durch nichts wurden sie so weit geführt, als daß andre ein vermessenes Zutrauen auf sie setzten, und sie durch dieß Zutrauen zuletzt selbst unverschämt machten. Wie Liebe sich mittheilt, theilen sich alle Affekten, insonderheit der fromme Wahnsinn und die gläubige Phantasterei mit: man glaubt endlich zu seyn, was der andre lange geglaubt, und

uns überredet hat, daß wir wohl seyn könnten, und so wird man mit bestochenem eigenem Gewissen vor Gott und Menschen ein eitler scheinheiliger Popanz.

Daß Augustin und Petrarca von aller Eitelkeit frei gewesen, wage ich nicht zu behaupten; sie läugnen es beide nicht, und eine feine Ader davon läuft durch ihr ganzes Leben. Schwerlich würden sie auch in allem die Männer geworden seyn, die sie waren, wenn nicht dieses Ferment von Unruhe in ihnen gewirkt und gegähret hätte. Ferne aber sey's, daß insonderheit Petrarca, den ich besser als den heiligen Augustin kenne, von so grober Eitelkeit gewesen wäre, daß er seine Konfessionen nur für die Welt, oder wenigstens für diese und für sich zur Hälfte geschrieben hätte. Er hat sich in ihnen sowohl als in andern Schriften und Briefen so wenig selbst geschont, und überhaupt den Grund seines Herzens auch in Schwachheiten und Fehlern so klar gezeigt, daß, wenn er diese Eitelkeit bei sich wahrgenommen hätte, er sie vor allen Eitelkeiten seinem heiligen Augustinus zuerst offenbaret haben würde. Ein Gleiches ist's wohl mit dem heiligen Augustinus. Beide hatten in Gutem und Bösem die Welt so lange und viel von sich reden gemacht, daß es ihnen selbst fast zur moralischen Nothwendigkeit wurde, sich selbst und andre über den wahren Zustand ihrer Gesinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren: sie traten also nicht als eitle Gecken hervor, um der Welt das zu sagen, was niemand wissen wollte: vielmehr als bescheidne Büßende traten sie vor den Altar, um ihr reuiges Bekenntniß öffentlich abzulegen. Seelen von solcher

Aufrichtigkeit, wie z. B. Petrarca war, gibt es selten; und da sich mit ihr auch eine gewisse Redseligkeit, eine bezauberndschöne Gesprächigkeit in Mittheilung aller seiner Gedanken und Empfindungen verband, die sich in seinen Briefen durchhin offenbaret: so konnte er an diesen Gesprächen dem heiligen Augustin so wenig Hehl haben, als an so manchen Sonnetten und Gesängen, die auch sein Innerstes schildern. Er hatte ein Gemüth, das nicht verschlossen seyn durfte, und sich also auch nicht verschloß; daher wir ihn in allen Situationen seines Herzens und Lebens weit genauer kennen, als irgend einen seiner Mitgenossen in diesen sonst dunkeln Zeiten. Lesen Sie, mein Freund, die Nachrichten von seinem Leben*), die ein Verwandter seiner Laura aus Liebe gegen Petrarca und gegen seine Familie zusammengestellt hat. Sie werden freilich lachen, wenn er ihm auf jeden Wink seiner Gedichte Tritt für Tritt in seiner Liebe folget und ihm durchaus jede Wendung seiner Sonnette, Reime und Kanzonen für eine historische Wahrheit anrechnet; von alle diesem werden Sie ihm wenig oder nichts glauben. Aber aus der Zusammenstellung der eignen Briefe Petrarch's werden Sie Petrarca kennen und liebgewinnen lernen, wie Sie vielleicht wenige Dichter, Schriftsteller und Philo-

---

*) Mémoires pour la vie de François Petrarque, 1764. Amst. 3. Vol. 4. Die deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Nachrichten zum Leben des Franz Petrarca 1775 — 78. hat in Ansehung der aus dem Italienischen übersetzten Stellen vor dem Original viel Vorzüge.

sophen lieben. Ich wünschte, daß uns jemand auch mit dem heiligen Augustinus, aus seinen Schriften, insonderheit aus seinen Briefen menschlich bekannt machte; als Theologen kennen wir ihn genug, und haben vielleicht für das System zu viel von ihm gelernet. Er ist uns dafür gleichsam einen Ersatz aus seiner Denkart, aus seinem Herzen schuldig; nur eine bloße Uebersetzung seiner ohnedem *) etwas langweiligen Konfessionen würde zu diesem Ersatz nicht genug seyn. Es erforderte ein ganzes Gemählde aus seinen Briefen, Handlungen, Konfessionen und anderen Schriften. Genug für heute. Leben Sie wohl!

Die Art Konfessionen, die wir neulich betrachteten, lieber Freund, können wir füglich die andächtigen oder religiösen Konfessionen nennen; sie scheinen die nützlichsten und leichtesten zu seyn, sie sind aber die gefährlichsten von allen, wenn man sie leichtsinnig in die Welt sendet. Was für einen Maßstab gibt's zwischen dem Menschen und Gott? Zwischen einem vorübergehenden eitlen Nichts und dem Unendlichen, der alles übertrifft, alles überschwenglich erfüllet? Das Gefühl des Nichts, der äußersten Schwachheit und eines verschwindenden Traumes wird also meistens diese Bekenntnisse durchströmen, und eine schwache Seele, die sich fremde dazu findet, eher niederschlagen als aufrichten. Kommt nun noch hinzu, daß solche Konfessionen, wie gewöhnlich, in Stunden der äußersten Ermattung, des Ekels an sich selbst und an allen

*) In den letzten Büchern.

Dingen um uns her geschrieben sind, so pflanzen sie diesen Ekel fort, und statt aufzurichten, schlagen sie die Seele muthlos nieder. Und doch sind sie, eben weil sie ein Unendliches zum Ziele und Maßstabe nehmen, von so ungeheurer Wirkung, sie bringen ein Erhabenes vor den Geist, das dieser nicht fassen kann, und nach welchem er doch unaufhörlich zu streben gereizt wird, bis er kraftlos unter sich sinket. Erstaunen Sie also nicht, daß die Leben der Heiligen mit ihrer frommen Entwerdung, mit ihrem Durst nach dem Unendlichen, mit ihrem Anstreben nach ewiger Ruhe, zumal in zarten jugendlichen Gemüthern, so viele Wirkung gethan haben: denn eben diese Gemüther kannten die Schranken ihres Daseyns noch nicht, und lernten sie oft nur alsdann kennen, wenn ihnen die Lust zu leben und zu wirken verging, und sie nach mancher vergeblichen Mühe auch in diesem geistlichen Dunst, mit welchem sich zu lange ihre Seele genährt hatte, Eitelkeit fanden. Um dieser zarten, so leicht verführbaren Gemüther willen, wünschte ich also nicht, daß solche Schriften außerordentlicher oder kranker Menschen sich zu sehr vermehrten oder unbedachtsam gemein gemacht würden. Wer mich von Kindheit auf in meinen Pflichten stärkt, und mir die Bahn meines Lebens rein und klar vorzeiget, der sey mein Lehrer, nicht der, der mich über diese Bahn erheben will, und mir dazu betrügliche Dädalsflügel bereitet. Wie sich das Innerste eines Menschen gegen Gott verhält, bleibe zwischen diesen beiden ein heiliges und seliges Geheimniß, ohne daß es auf eine unselige Weise zum Zwangsmodel anderer Menschen

werde, über welchem sie vielleicht ihre besten Jahre und ihre redlichste Form verlieren.

Noch weniger gefallen mir die geistlichen Stunden- und Tagebücher, in denen man sich so öfters zu dem, was man nicht seyn kann und also auch nicht seyn darf, auf eine ängstliche Weise zwinget. Entweder interessiren sie nicht, oder sie interessiren zu sehr, und werden dadurch dem traurig sympathisirenden Leser schädlich. Wer wird doch jedes Protokoll seiner Krankheit nach Tagen und Stunden, wer wird jede Unterredung, die er mit dem Arzt über die kleinsten Zufälle seiner Ungemächlichkeit gehabt hat, für so wichtig halten, daß er sie aus Merkwürdigkeit seiner Person dem Publikum mittheile? Der Arzt mag es thun, wenn er's für seine Kunst nützlich findet; der Kranke selbst aber thut wohl, wenn er sich mit dem Bekenntniß seiner geheimsten Krankheitsgefühle nicht abgibt und seine wiedererlangten Kräfte nützlicher anwendet. Auch die Freunde und Verehrer desselben thun besser, wenn sie nach geendigtem Lebenskampfe ihres Verehrten dergleichen Papiere mit ihm ruhen lassen, und nicht jede trübe Stunde seines kranken Gehirns oder seines leidenden Unterleibes dem Publikum übergeben: denn dieß hat daraus wenig, und das Wenige oft auf eine traurige Weise zu lernen. Meistens kommen in schwachen Stunden die Irrthümer und Fehler, die bösen Eindrücke und Gewohnheiten unserer Jugend als Feinde über uns; sie bemächtigen sich unsers geschwächten Daseyns, benebeln unsern Verstand, mißleiten unsern Willen, und triumphiren. Wenn nun der Schwache selbst

den Ursprung und die Genealogie dieser seiner Feinde nicht inne wird (und er wird es in der trüben Stunde selten werden), so kann er uns über sich selbst wenig lehren. Ja da gewöhnlicher Weise in diesen Tagebüchern Ein Tag oder Eine Stunde vom Ganzen abgerissen und dergestalt für's ganze Leben genommen werden, als ob mit ihnen der Strom der Zeit stille stände, und sich dieser Zustand, wie er unläugbar aus andern fließt, nicht auch in andere verlöre, so wird nothwendig die Seele des Lesers wie des Patienten auf eine widernatürliche Weise verenget und beängstiget. „Lebe weiter," möchte man dem siechen Schriftsteller zurufen, wenn er noch lebte: „vergiß dieses, denn die Zeit hat es weg„getilget. Entwöhne dich von jenem, denn es ist „dir nicht mehr nöthig; vergiß und strebe weiter. „Wolle dich nicht zu einem andern machen als du „bist: denn du mußt mit dir selbst leben und ster„ben. Wolle nicht aus dir heraus, nicht über dich „emporspringen, denn das Unternehmen ist eitel. „Mache nicht das Heute zum Gestern, noch das „Morgen zum Heute; die Zeit gibt neuen Trost, „neue Umstände und Kräfte. Erwarte, genieße, „gebrauche sie, lebe weiter!"

Ach mein Freund! wie sehr ist der Mensch sich selbst ein Räthsel! Der delphische Gott hatte Recht, die Selbsterkenntniß den Schülern der Weisheit vor allem andern zu empfehlen; ich zweifle aber daran, daß er ihnen Konfessionen von sich selbst vor aller Welt würde empfohlen haben. Den Grund unsers Herzens tragen wir stille mit uns, und wir wissen lange nicht, was darin liegt; wird

er durch Umstände sanft oder heftiger aufgeregt, so ist er uns oft selbst ein Wunder. Das innerste Gewebe unserer Gedanken und Empfindungen fand seine Grundzüge vielleicht schon in jenem Erbtheil, das von Eltern und Voreltern auf uns kam, und mit dem Bau unsers Körpers verwebt ist. Frühe Jugendeindrücke, deren wir uns nicht allemal erinnern, schlugen ihre Fäden darein, die Bekanntschaft mit solchen und andern Menschen befestigte oder veränderte das eingetragene Muster: Gewohnheiten bestärkten es noch mehr, und die eigen erworbnen dunkeln Ideen gaben ihm schon den völligen Umriß, so daß die deutlich erkannte Lehre ihm meistens nur noch die Farbe verleihen konnte. Die völlige Ansicht dieses Gewirres mit seinen Ursachen und Folgen liegt selten uns ganz vor dem Auge, am wenigsten in einer benebelten Stunde; wir erkennen uns meistens nur stückweise, mehr in andern, als abgetrennt in uns selbst. Nachdem Freunde oder Feinde, Lobredner oder Verächter uns begegnen, nachdem sie hart an uns stoßen oder uns liebkosen und schmeicheln, nachdem unsere Wünsche und Bestrebungen gedeihen oder mißrathen: nachdem werden solche oder andere Ideen von uns in uns selbst erweckt. Dieser schmeichelt sich, weil andere ihm schmeicheln, jener wird hart und unbiegsam, weil das Schicksal gewaltig auf ihn zustößt. Vielleicht hält er in einigen Stunden zu viel auf sich, weil andere ihn zu sehr verachten, in andern Stunden kömmt er wieder zu sich, und fühlt sich mißmuthig und elend. So sind wir oft ein Spiel von uns selbst, ein Spiel von Phantasien andrer, ein Traum der

Trän=

Träume. Einige Menschen sind weit besser, andre viel schlechter, als sie sich selbst glauben; diese waren und sind es nicht mehr; jene träumen ganz etwas anders von sich, als was in ihnen liegt, und was sie in Kurzem seyn werden. Selten täuschen wir andre mit uns so sehr, als wir uns selbst mit uns täuschen: denn Fremde haben eigene Augen uns anzusehen und zu prüfen; wir aber, wenn wir gegen und in uns selbst den Blick kehren, sollen auf einmal der Sehende, das Auge und das Gesehene werden. Wie also vor Gericht das Zeugniß dessen, der für oder gegen sich selbst zeugt, mancherlei Einschränkungen und eine genaue Behutsamkeit fordert, so verdienen gewiß auch dergleichen an's Licht gestellte Konfessionen bald einen billigen Vertheidiger, der für sie, bald einen advocatum diaboli, der gegen sie auftrete und zeuge. So schlechthin gilt ihr Urtheil nicht. Erzählen kann man von sich, aber nicht über sich urtheilen, noch weniger entscheiden.

Lassen Sie also, mein Freund, uns fleißig mit uns selbst zu Rathe gehen, fleißig mit uns selbst, mit unserm Schutzgeist oder unserer Seele dialogiren, ohne bei diesen Dialogen an Welt oder Nachwelt zu denken. Ein Seitenblick auf dieselbe macht sie vielleicht schon falsch und dem Auge der höchsten und innigsten Wahrheit unerträglich. Je treuer wir dabei es mit uns selbst meinen, je mehr wir wirklich über uns aus Ursachen aufgeklärt werden wollen und zu tüchtigen Zwecken hinarbeiten, desto weniger werden wir uns in Reden ergießen, desto stiller werden wir allein für uns lernen.

Discite, o miseri, et causas cognoscite rerum;
Quid sumus? aut quidnam victuri gignimur? ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus et unde?
Quis modus argento? quid fas optare? quid asper
Utile nummus habet? patriae carisve propinquis
Quantum elargiri deceat? quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re?

Ich nannte die Person, mit der wir uns hierüber unterreden müßten, uns selbst oder unsern Schutzgeist: denn was ist dieser anders als die reine abgezogene Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns gehet, und die uns gleichsam zu unserm Schutze begleitet. Um nicht schlechter zu werden, müssen wir immer besser zu werden streben; deßwegen begleitet uns dieser glänzende Traum von uns selbst, das Aggregat unserer geheimen Kräfte, Anstrebungen und Wünsche. Er erinnert uns an das, was wir vergaßen, an Gelübde, Hoffnungen, Ahnungen unserer unerfahrnen Jugendseele, und muntert uns dadurch auf und bringt uns weiter. Von ihm können wir erfahren, warum wir das noch nicht sind, was wir werden wollten. Er wird uns auch weder Lehre noch Aufmunterung versagen, wie wir es etwa noch werden mögen. Unser Geburtstag, Tage des Glücks oder andere Erinnerungen sonderbarer Zufälle unsers vergangenen Lebens sind seine Feste; oft aber läßt sich seine Stimme auch unvermuthet und am liebsten in der Pythagoräischen Stunde bei Nacht, in stiller Einsamkeit, hören. Er diktirt zwar nicht zum Nachschreiben, und sieht in seinen Antworten nicht darauf, wie sie sich gedruckt am besten ausnehmen wür-

den; sein Wort aber theilt Seele und Leib, Mark und Bein; ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Ich wünsche Ihnen viele vergnügte Stunden mit diesem unsichtbaren Freunde, der Ihnen mehr als der heilige Augustinus seyn wird; die Konfessionen aber, die Sie beide einander zu thun haben, mögen auch unter ihnen bleiben: denn Worte dieses Freundes sind nicht für die Menge, sie sind heilig. Leben Sie wohl!

Wenn wir von den andächtigen zu den, wie soll ich sie nennen? menschlichen philosophischen Konfessionen herabsteigen, so fallen Ihnen, mein Freund, wohl zuerst die Konfessionen Rousseau's ein, die zu unserer Zeit so viel Redens gemacht haben. Groß und feierlich kündigte er sie nach seiner Art an: „Ich unternehme," sprach er, „ein Werk, das seines Gleichen nicht gehabt hat „noch haben wird. Menschen will ich einen Men„schen ganz in seiner wahren Natur zeigen, und „dieser Mensch bin ich, ich allein. Ich kenne mein „Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht ge„macht, wie irgend einer von denen, die ich gesehen „habe; ich darf glauben, daß ich nicht wie irgend „einer bin, die existiren. Bin ich an Werth nicht „besser wie sie, so bin ich ein andrer. Ob die Na„tur wohl oder übel gethan habe, daß sie die Form „zerbrach, in der sie mich bildete, darüber kann man „nur urtheilen, wenn man mein Werk gelesen. Die „Posaune des letzten Weltgerichts erschalle, wann sie

„will, mit diesem Buch in der Hand, will ich mich „vor den Weltrichter stellen und laut sagen: dieß „ist, was ich gethan, was ich gedacht habe, was ich „war. Das Gute und das Böse von mir entdeckte „ich gleich freimüthig, verschwieg nichts Böses, log „nichts Gutes hinzu; und ist mir's begegnet, daß „ich etwa einen gleichgültigen Zierrath hinzuthat, „so geschah es nur, weil ein Fehler meines Ge= „dächtnisses eine Lücke in meiner Erzählung verur= „sachte. Ich zeigte mich wie ich war, verachtungs= „würdig und niedrig, aber auch gut, edelmüthig, er= „haben, wenn ich es war; mein Inneres entschleierte „ich, wie du es selbst kanntest. Ewiges Wesen, „versammle um mich die unzählbare Menge derer, „die meines Geschlechts sind, und laß sie meine Be= „kenntnisse hören. Sie mögen über das Unwürdige „in mir seufzen, über das Niedrige in mir erröthen; „aber jeder von ihnen enthülle vor deinem Thron „mit gleicher Aufrichtigkeit sein Herz, und dann sage „ein Einziger von ihnen allen, wenn er es sagen „darf: ich war besser als dieser!" — Ohne Zweifel, m. Fr., steigen Ihnen mancherlei Gedanken bei die= ser Ausforderung auf, und es ist schwer, sich dar= über zu erklären. Rousseau's Konfessionen bedür= fen aber auch dieser vorlaufenden Erklärung nicht; Blatt zu Blatt sieht man in ihnen den sonderbaren, in seiner Art einzigen Mann, der bei dieser seltnen Ankündigung weder großsprechen, noch eine Lüge sagen wollte.

Rousseau hatte Feinde, und gewiß mehr, als er deren zu haben verdiente; sie gingen zum Theil mit ihm auf eine niedrige, schändliche, häß=

liche Art um und verbitterten sein Leben; das ist wahr. Und eben so wahr ist's, daß seine kranke Phantasie sich viel mehr Feinde einbildete, als er hatte, und daß er diese sich viel schwärzer machte, als sie gegen ihn seyn wollten. Bei der stärksten Mannesberedsamkeit war und blieb er ein Kind in Ansicht und Behandlung der Menschen; sein Geist war stolz, seine Grundsätze waren edel, und doch kann man es sich nicht verbergen, daß seine Neigungen und sein Betragen oft etwas Niedriges an sich hatten, das er sich, wenigstens in seinen Konfessionen, in denen er doch der Richter sein selbst werden mußte, nicht so gar leicht hätte verzeihen sollen. Ein Gleiches ist's mit der großen Schwachheit seines Herzens für Wollust und Liebe. Die Anlage dazu, so wie zu manchem andern Fehler, lag gewiß mit in seinem kränklichen Körper; und da er bei seiner erhöheten Einbildungskraft, nach dem ganzen Gange seines Lebens, diese Leidenschaft gleichsam nie abbüßen konnte und sie also als einen unbefriedigten Reiz immerhin nährte, so kann man, wie ich glaube, die jugendliche Liebhaberei, die nachschmeckende Gefälligkeit, mit der er auch in seinem Alter Scenen dieser Art darstellt und ausmahlet, abermals mit nichts als der Krankheit selbst entschuldigen, die bei Wiederholung solcher Erinnerungen seine unbefriedigten falschen Reize gewissermaßen noch befriedigend täuschte. Auf andre Art kann ich mir bei einem ernsten alten Mann, der über sich selbst nachdenkt, indem er sein Leben beschreibet, geschweige bei einem beredten Verehrer des Worts Tugend dergleichen Juvenilität nicht erklären. Ohne also der Posaune des

letzten Gerichtes in den Ton fallen zu wollen, wage ich's immer zu sagen, daß es allerdings Menschen geben werde, denen so wie Rousseau's Gaben und Sublimitäten, auch manche seiner Niedrigkeiten ganz fremd, ja moralisch unmöglich seyn dürften, ohne daß sie deßwegen besser als Rousseau seyn wollten, dem nun einmal dieser reizbare Körper, dieser verirrte Gang seines Lebens zu Theil ward. Gegen seine Feinde, wie der kranke Mann sie sich dachte, mag er den Proceß von Blatt zu Blatt gewonnen haben; bei manchen seiner Verehrer, die gleichsam aus dem Schall seiner Stimme sich ein Bild von ihm schufen, ist er dagegen in vielem gewiß zum Gleichmaß andrer Menschen hinabgestiegen; und auch dieß ist nicht übel. Bei seinen seltenen Gaben an Geist und Charakter, bei seiner tönenden Wohlredenheit und brennenden Phantasie, bei seinen oft unwürdigen Schicksalen und Verfolgungen, insonderheit aber bei der großen Liebe zur Einsamkeit, die ihn mit sich selbst zu oft und zu sehr beschäftigte, hielt er vielleicht mehr von sich, als sich's zu halten gebühret; die Nemesis, die kein Uebermaß duldet, hat diesen Fehler an ihm noch nach seinem Tode auf eine Art gerächet, bei der Rousseau an diesen Erfolg schwerlich dachte. Aus seinem Grabe muß er noch selbst seine durchdringende Stimme erheben und den Menschen zurufen: „ich war „nicht alles, wofür ihr mich hieltet, weder im Guten noch im Bösen. So sehr ich die Tugend an„pries und in meiner Phantasie liebte, so hatte „ich doch, auch selbst noch in meinen Konfessionen „über mich selbst noch kein moralisches

„Maß. Lernt also aus meinem Beispiel, ihr Menschen, wie anders es sey, zu schreiben, zu phantasiren, und wie anders zu handeln, zu seyn. „Ich habe durch meine Schriften gelehrt, ich warne „durch mein Beispiel, ohne daß ich euch selbst die „Warnung jedesmal abziehen und deutlich machen „konnte.“

Mich dünkt also, m. Fr., selbst Rousseau's Konfessionen bewähren, was wir von der Schwierigkeit solcher Selbstbekenntnisse bisher bemerkten: denn gewiß war zu ihnen niemand so leicht geschickter, als er. Bei seiner großen Wahrheitsliebe und der ganzen moralischen Wendung, die sein Schriftstelleramt genommen hatte, lebte er unabhängig, war ein Liebhaber einsamer Gedanken und hatte Zeit genug, sich mit seinem Genius zu unterhalten. Nun kamen aber seine Feinde dazwischen, die ihn unwürdig verachteten und seinen innern moralischen Stolz empörten. Als er schrieb, war er nicht mehr unbefangen, er fühlte sich besser als sie, und wollte auch Situationen rechtfertigen, die vielleicht nicht zu rechtfertigen waren. Gegentheils mußte er manches von sich verschweigen, das ihm zum Lobe gereichte, weil für einen bescheidenen Mann das Selbstlob immer die schwerste Sache bleibet; und so war Rousseau wiederum gewiß besser, als er sich selbst schildern konnte. Ueber manche seiner Fehler würde er zuverlässig anders geurtheilt haben, wenn er sie als Bekenntnisse eines Fremden hörte; und noch weniger würde er selbst es läugnen, daß manche Situationen seines Lebens, wie sie hier dargestellt sind, jungen oder schwachen Menschen fast verführerisch wer-

den müssen, weil des Verfassers eignes strenges moralisches Urtheil darüber fehlet. Ja wenn sein Buch einem der Weisen des Alterthums, einem Chilon, Zaleukus, Solon, Sokrates oder Marc Aurel vorgelegt würde, ist wohl zu zweifeln, daß dieser darüber ein mißbilligendes Urtheil fällen würde? Wir wollen also, m. Fr., der Asche des armen Selbstpeinigers verzeihend, ihr eine friedliche Ruhe wünschen und uns lieber an den schönen Früchten und Blüthen, die dieser Baum hervorgebracht hat, erfreuen, als daß wir in seinem Leben jede Substanz des Erdreichs untersuchen wollten, aus und in welchem der Baum wuchs. Wenn Rousseau in seinen Schriften, und überhaupt in den bessern Stunden seines Lebens, so weit über sich selbst emporstieg, so müssen wir ihm als einem Ueberwinder sein selbst die Palme reichen und uns durch sein Beispiel warnen lassen, auch in Konfessionen keine unbehutsamen Sonderlinge zu werden. Was wir sind, sind wir Gott; was wir hervorbringen oder ausüben können, das ist für andre.

Ich unterscheide also auch von Konfessionen gar sehr die Lebensbeschreibungen, die merkwürdige Personen zu gewissen bestimmten Zwecken für andre von sich aufzeichnen. Wenn diese wahr und merkwürdig sind, verdienen sie das größeste Lob, und haben um so mehr Interesse in sich, je mehr sie ihren Zweck genau verfolgen. Ein Vater will seinen Kindern, ein Bürger seinen Mitbürgern, ein Gelehrter, ein Held, ein Staatsmann will denen, die seines Berufs sind, ein Erbtheil an seinem Leben hinterlassen; wohl! er bereite die-

sen Schatz auf's beste, als er kann, und er darf des Danks derselben gewiß seyn; natürlich aber bleibt aus diesen Denkwürdigkeiten alles weg, was sich nicht darstellen, nicht vortragen läßt, oder was nicht zur Erläuterung seiner selbst gehöret. Auch die Fehler, die ein solcher Mann von sich zeiget, wird er in einem nützlichen Licht zeigen, und im Ganzen wird er mehr erzählen, als über sich selbst entscheiden und richten. Lebensbeschreibungen dieser Art sind wahre Vermächtnisse der Sinnesart denkwürdiger Personen, Spiegel der Zeitumstände, in denen sie lebten, und eine praktische Rechenschaft, was sie aus solchen und aus sich selbst gemacht, oder worin sie sich und ihre Zeit versäumt haben. Mit je froherem Herzen sie aufgezeichnet wurden, desto besser. Freunde und Feinde vergaß der Verfasser, ja er sahe sich selbst als einen Hingeschiednen an, indem er sein Leben für's Vaterland oder für die Seinen nützlich machte. Sein Genius oder die moralische Vernunft mußte ihm dabei die Feder führen, und kein anderes Resultat ihm vorschweben, als: „Wenn ihr gethan „habt, was euch befohlen ist, so habt ihr gethan, „was ihr zu thun schuldig waret.“

Sie wissen, m. Fr., daß wir unter mehrern Völkern schöne Denkwürdigkeiten dieser Art haben; und es wäre gut, wenn die unbekannteren an's Licht gebracht, das Zerstreute gesammelt, und das Fremde zu uns hinüber geschafft würde. Es würde dieß eine kleine Bibliothek der Schriftsteller über sich selbst, und damit gewiß ein vortrefflicher Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Da nun unläugbar der edlere

Theil des Publikums auf diese immer aufmerksamer wird, indem unser Geschlecht es von Tage zu Tage inniger fühlt, daß es sich selbst das Nächste sey, und sich selbst bearbeiten müsse, um aus und durch sich zu machen, was noch auf Erden geschehen soll: so dürfte der, der sich einem solchen Werk unterzöge, wohl gewiß auf den Beifall der Edelsten seiner Nation rechnen dürfen. Nur allerdings gehörte dazu auch, daß er diese Porträte und Büsten nicht als ein Lohndiener voll Unrath oder in wilder Verwirrung hinstellte; sondern — Gnug für diesesmal; wenn Sie Hand ans Werk legen wollen, soll es Ihnen an meinem weitern Rath nicht fehlen. Leben Sie wohl.

Ich wollte, m. Fr., noch zum Petrarca zurückkehren, und auf das Grab des bescheidnen edeln Mannes einige Blumen pflanzen. Wo fänd' ich aber bessere als in seinen eignen Gedichten; und so mögen einige seiner Sonnette hier stehn, die gewiß auch, wie mehrere seiner Poesien, für Konfessionen gelten können. Leider aber sind sie seiner Sprache kaum zu entwenden, und wie ich sie hersetze, sind sie nichts als welke traurige Erinnerungen dessen, was sie bei ihm sind:

* *
*

Je mehr ich mich dem letzten Tage nahe,
Der endlich kürzet unser menschlich Elend;
Je mehr erseh' ich, wie die Zeit dahinfliegt,
Und was ich von ihr hoffte, mit ihr flieget.

Nicht lange, sprech' ich denn zu meiner Seele,
Nicht lange werden wir, von Liebe schwatzend,

Zusammen fürder gehn. Die Last der Erde
Zerschmilzt wie frischer Schnee: dann ruh'n wir beide.

Mit ihr dann sinkt auch jene Hoffnung nieder,
Die eitle, die so lang mich irre führte,
Schmerz, Freude, Furcht und Zorn sind dann vorüber.

Dann werden wir erkennen, wie so öfters
Ein scheinbar Unglück unser bestes Glück war;
Und wie so öfters wir ohn' Ursach weinten.

So müde bin ich von der alten Bürde
Der Fehler, die mir zur Gewohnheit wurden,
Daß ich in Weges Mitte zu erliegen
Und meinem Feind ein Raub zu werden fürchte.

Da kam zum Glücke mir, mich zu erretten,
Aus unaussprechlicher, aus höchster Güte
Ein edler Freund; ach aber er entflog mir
So schnell, daß ihm mein Blick vergebens nachsieht!

Jedoch, noch schallet seine Stimm' hienieden:
„O ihr Mühseligen! hier ist die Straße!
„Kommt zu mir, kommt! wenn sonst euch nichts zu-
rückhält!"

O welche Gnad' und Liebe! welch ein Schicksal!
Wer leiht mir gleich der Taube Flügel, aufwärts
Zu schwingen mich, damit ich Ruhe finde!

Schlaf, Ueppigkeit und Trägheit, ach sie haben
Aus unsrer Welt verbannet jede Tugend.
Verscheucht von ihrer Laufbahn ist die Menschheit,
In Banden der Gewohnheit fest gebunden.

Und so erloschen jeder gute Lichtstrahl
Des Himmels, der noch unser Leben aufhellt,
Daß wundernd man auf den mit Fingern zeiget,
Der jetzt vom Helikon will Ströme leiten.

„Was ist denn an dem Lorbeer? an der Myrthe?
„Die arme nackete Philosophie!“ So höhnet
Auf niedrigen Gewinn erpicht der Pöbel.

Nur wenig also werden dich begleiten,
Und um so mehr bitt' ich, anmuth'ge Seele, *)
Verfolge deine große Unternehmung!

Die ihr in meinen Reimen jene Seufzer
Vernehmt, mit denen ich mein Herz einst nährte,
Als ich im ersten jugendlichen Irrthum
Zum Theil ein andrer war, als der ich jetzt bin.

Ach, wer von euch die Liebe selbst erfahren,
Der wird mir, wenn ich weine, wenn ich rede
Von eitlen Hoffnungen und eitlen Schmerzen,
Mitleiden doch, wo nicht Verzeihung schenken.

Wohl seh ich's jetzo ein, welch eine Fabel
Ich lange, lange Zeit dem Volk gewesen;
Worüber dann ich oft vor mir erröthe.

Und dieß Erröthen ist von meinen Fehlern
Die Frucht nun, sammt der reuig klaren Einsicht
Daß, was der Welt gefällt, ein kurzer Traum sey.

Was thust, was denkst du, schauest immer rückwärts
Auf Zeiten, die nie können wiederkehren?
Trostlose Seele gibst noch immer Nahrung
Dem Feuer, das dich brennet und verzehret?

Die sanften Worte, jene süßen Blicke,
Die all' und jede du dir sangst und mahltest,
Du weißt, entronnen sind sie jetzt der Erde
Unzeitig, hier sie wieder suchen wollen.

---

*) Das Sonnett war eine Antwort auf das Sonnett einer Dichterinn mit den von ihr selbst gebrauchten Reimen.

Ach so erneue nicht, was dich nur tödtet;
Verfolge nicht den eitlen Wahngedanken,
Verfolge, was zum besten Ziel dich leitet!

Laß uns den Himmel suchen, wenn hienieden
Uns nichts gefällt. Unglücklich, wenn die Schöne
Uns todt wie lebend nur die Ruhe raubte!

Ich geh' beweinend meine vor'gen Tage,
In denen ich nur Sterblichkeiten liebte;
Und hob nicht aufwärts mich auf meinen Schwingen,
Daß ich der Welt kein schlechtes Vorbild würde.

Du, der mich Kranken, mich Unwerthen kennet,
Unsichtbar Ewiger, des Himmels König,
O hilf der schwachen, der verirrten Seele,
Füll' ihren Mangel aus mit deiner Gnade!

So daß, da ich in Streit und Stürmen lebte,
Im Frieden ich, und in dem Hafen sterbe,
nd aus der eitlen Wohnung ehrlich scheide.

Die wenig Schritte hin, die mir bevorstehn,
Und dann im Tode reiche deine Hand mir;
Du weißt, dieß ist noch meine einz'ge Hoffnung!
Have, anima pia, have!

39.

So angenehm mir **Petrarca** war, so weh that mir **Uriel Acosta** in seinem letzten **Selbst-Bekenntniß**. Der arme Jude, von Zweifeln über seine Religion ergriffen, gab alle Verhältnisse seiner edlen Geburt, seines Glückes und Standes auf, suchte Ruhe hie und dort, fand an seinen nächsten Verwandten die ärgsten Feinde, und endigte damit, daß er als ein Neuaufgenommener in der Syna-

goge seiner Glaubensgenossen, schimpflich entblößt, mit Füßen getreten, gepeitscht, verspeiet es nicht länger ertragen zu dürfen glaubte und sich selbst den Tod gab. Die Aufschrift seines Urlaubes aus dem Leben, exemplar humanae vitae, rührte mich von jeher; und o möchte ein jeder, der von Menschen aus der Welt gedrängt, zuletzt noch einige Worte für Menschen zu schreiben guten Willen und Kraft hat, sein Exemplar des menschlichen Lebens dem Exemplar des Acosta hinzufügen, die Menschheit erhielte damit eine Anzahl sonderbarer Exemplare!

Von Kindheit auf ist mir nichts abscheulicher gewesen als Verfolgungen oder persönliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Wen gehet diese als ihn selbst und Gott an? ja, wer weiß nicht, was an dem Wort Religion, sobald es innere Ueberzeugung und Gefühl betrifft, für tiefe Skrupel und Schwierigkeiten haften? Dem ist dieses, einem andern das auf's innigste anstößig; zu diesem Ausdruck kann er sich nicht gewöhnen, von jener früh erfaßten Vorstellungsart auf keine Weise sondern. An ihr hangen seine moralischen Begriffe, an ihr vielleicht seine vornehmste Triebfeder, ja sein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifel, wo keiner sie findet; die schwarze, phantastische Fliege verfolgt ihn, ohne daß ein anderer als er sie siehet. Wie grausam ist's also, wie unvernünftig, nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs-, das Verfolgungsurtheil über die Religion eines andern, wäre er auch ein Neger und Indier, anmaßt!

Mit Schaudern lieset man Acosta's Erzählung. Klagen und Seufzer, die er im tiefen Schmerz über die ihm, einem Rückkehrenden, in einem Gotteshause zugefügte peinliche Beschimpfung ausstößt*), und die mit dem traurigen Gefühl der völligen Verlassenheit und Ohnmacht enden: „hier habt ihr die wahre Geschichte meines Lebens, und welche Person ich auf dem eitlen Schauplatz dieser Welt, in meinem unbeständigen und unglücklichen Leben gespielt habe. Richtet nun gerecht und unparteiisch, ihr Söhne der Menschen; richtet frei und nach der Wahrheit, wie es sich Männern geziemt. Findet ihr etwas, das euch zum Mitleiden hinreißt, so erkennt und beweint das traurige Loos der Menschheit, das auch euch zu Theil geworden ist.“ —

Dank der Menschheit sey allen denen, die so unerträgliche Lasten und Fesseln, die jede unziemende Beschimpfung, jede kränkende Verfolgung, die Menschen Menschen, von göttlichen oder menschlichen Rechts wegen, ungescheuet, ja pflichtmäßig und frohlockend anthaten, in ihr wahres Licht stellten. Grotius, John Locke, William Penn, Shaftesbury, Bayle, Leibnitz, auch Spinoza, Voltaire und mehrere nicht zu vergessen, was für Gesinnungen sie übrigens in andern Dingen haben mochten: in diesem Punkt sind sie Friedensengel im Namen aller derer geworden, die (um mich eines schauderhaften Bildes der Apokalypse zu bedienen) als Erwürgte unter dem Altar um Rache

*) Müllers Bekenntnisse merkwürdiger Männer, Bd. 2. S. 169. u. f.

rufen, und in ihrem Blut weiße Feierkleider begehren. Die Rache solcher Verfolgungen ist nie ausgeblieben und bleibet nie aus; es wäre aber endlich Zeit, daß wir aus bessern Gründen als aus der Furcht solcher Rache zum Gefühl der Wahrheit und Menschlichkeit gelangten. Auch unsern deutschen Rechtslehrern, Thomasius, Polykarp Leyser, Hommel u. f., die über die mit Blut geschriebenen Carpzow'schen Gesetze hie und da die Fackel der Vernunft angezündet, und mildere Grundsätze in Gang gebracht haben, werde Dank. Sie thaten, was sie thun konnten.

Vor andern, dünkt mich, sind in Briefen Gesinnungen der Humanität wirksam verbreitet worden, selbst wo sie das strenge Rechts-, Staats- und Kirchensystem noch nicht aufnehmen durfte. In Briefen an Freunde schüttete mancher sein Herz aus, wie er es in Schriften zu thun nicht wagte, und die Briefgestalt selbst ward zur glücklichen Form, milde Gesinnungen über einzelne Vorfälle sowohl, als über Lehren und Personen Freunden oder dem Publikum verständlich zu machen und an's Herz zu legen. Holbergs Briefe gehören auch in diese Zahl; in England und Frankreich ist die Art eines humanisirten Vortrages durch Briefe sehr ausgebildet worden, und hat die nützlichsten Grundsätze verbreitet. In England z. B. fanden Plinius Briefe eine glückliche Aufnahme; die Ersten der Nation buhlten ihnen nach. Selbst die erdichteten Briefe des Phalaris schätzte der Ritter Temple übermäßig hoch, so daß seit Addison ihre Wochenschriften, seit Richardson ihre

Romane

Romane vorzüglich die Gestalt der Briefe liebten. Die französischen Briefeinkleidungen von den persischen Briefen an bis zu dem türkischen Spion sind jedermann bekannt; durch Einkleidungen solcher Art gewann nicht nur die Sprache, sondern auch der denkende Geist Leichtigkeit und Freiheit. Ohne eine Abhandlung oder Deduktion schreiben zu wollen, konnte man Gedanken, Empfindungen äußern, seinen Verstand berichtigen, sein Urtheil am Urtheile des andern schärfen und prüfen. In Deutschland hat aus mehrern Ursachen diese Form meistens nur gelehrte Urtheile, Trivialitäten oder Romane betreffen können. — —

Ich wünschte eine Auswahl treffender Stellen aus den wahren Briefen merkwürdiger und großer Männer; dem Sammler der Selbstbekenntnisse, einem Mann von reiner, für's wahre Wohl der Menschheit gestimmten Denkart, möchte ich sie am liebsten empfehlen. Von Staatsmännern, Kirchenvätern, Reformatoren, Sektirern, von Gelehrten und Weisen aller Art ist eine so ungeheure Menge Briefe an's Licht gefördert worden, daß eine Auswahl ihrer eigensten Meinungen und Urtheile über Begebenheiten, Schriften, fremde Meinungen und Handlungsarten die lehrreichste Unterhaltung seyn müßte. Wer kann, wer mag jetzt das große Epistelfach berühmter und nicht berühmter Männer mit gehörigem Fleiße durchstören? und doch liegt so manches Merkwürdige, Angenehme und Nützliche in ihm!

40.

Exemplare der Menschheit in Vorstellungsarten, Sitten und Gebräuchen *).

Ist Popens Ausspruch wahr:

Let us, since life can little more supply
than just to look about us and to die,
expatiate free o'er all this scene of man,

so sollte auch billig die Aufmunterung wahr werden, die er mit jenem Ausspruch verbindet. Wir sollten etwas weiter umhersehen, als uns der enge Kreis unsrer gewohnten Vorstellungsarten, Sitten und respektive Dummheiten oder Klugheiten zu sehen und zu hören gibt.

Wenn Menschheit nur das ist, was insgesammt auf der Menschenerde lebt: wer wird nicht sein Brudergeschlecht kennen wollen, von da, wo es an die Affen gränzt, bis dahin, wo es sich, nach eben des weisen Pope's Ausspruch, nach Affenweise dem Seraph nähert? Die äußersten Dummheiten, Thorheiten, Laster und Sonderbarkeiten sind oft die lehrendsten Darstellungen; im Mittelzustande, ein paar Linien drüber und drunter, sind wir uns alle so ziemlich gleich.

Es ist längst geklagt worden, daß Kunst und Wissenschaft, Kultur und Aufklärung uns eine Uniform anziehn, die, hie und da ziemlich knapp geschnitten, bunt aber einförmig in's Auge fällt, so

*) Aus dem deutschen Mercur, Nov. 1783, hier eingerückt als frühere Bearbeitung des im vorigen Brief erneuerten Gedankens. M.

daß, wer einige gesehen hat, bald in den überdrüssigen Wahn fällt, sie alle gesehen zu haben. Da ist's nun gut, statt daß jener persische Schach rief: „schafft mir ein neues Vergnügen!" zu rufen: „schafft mir neue Exemplare der Menschheit!" Und wahrlich die können wir finden. In den letzten Jahrhunderten und Jahrzehenten ist die Erde so durchsucht, sind die Varietäten der Menschheit so reichlich aufgenommen worden, daß wir, wie Pope sagt, nur ausspazieren und um uns her schauen dürfen, so stehen sie da und sprechen und leben.

Am meisten interessiren mich die Nachrichten, wie fremde Nationen uns ansehen, was sie von unserer Kultur und Religion, von unsern Sitten und Gebräuchen denken. Da kommen, bei den größesten Dummheiten, Naivetäten zum Vorschein, die nicht treffender seyn könnten. Der fromme Einfall eines Wilden, die Absurdität eines Negers, die Simplicität eines Ost- oder Westindiers sagt oft mehr als große Deduktionen und Beweise.

Wenn wir in gewissen Sitten und Vorstellungsarten alt und grau geworden, folglich mit ihnen so verwachsen sind, daß wir sie der Menschheit wesentlich, von ihr also ganz unabtrennbar glauben: wie oft bin ich sehr heilsam betroffen und beschämt worden, wenn ich fand, daß einige Grade weiter hinauf oder hinab ganze Völker von diesen Vorstellungsarten und Sitten nichts wissen, nichts je gewußt haben, oft die ganz entgegengesetzten eben so theuer und werth halten; und doch sich dabei leidlich wohl und so gemächlich befinden, als es der brechliche Leim, aus dem die Menschheit geformt ist, zu-

sammt den nöthigen Expensen, die jedem von außen angerechnet werden, nur gestatten möchte. Fremde Völker, die uns als Wunderdinge ansehen, gaffen uns an; andere, die sich klüger dünken, verachten uns; wir wollen Sie weder bloß angaffen noch trotzig verachten, sondern in Gutem und Bösem von ihnen und an ihnen lernen. Eine Albernheit, die uns bei ihnen auffällt, fällt uns bei uns selbst nicht mehr auf, weil wir sie bedeckt oder in gewohnter, beliebter Tracht sehen; und oft ist, wenn zwei Nationen und Welttheile einander verlachen, schwer zu entscheiden, wer zu lachen Recht habe oder nicht! Doch ohne weitere Vorrede!

1.

Frempung, König der Akemisten auf der Goldküste.

(Eine Audienz, die er dem dänischen Buchhalter Nikolaus Kamp gegeben. *)

„Man meldete dem König Frempung des Morgens, als er sich in Gesellschaft von ein paar hundert seiner Frauen befand, daß der vornehme Däne angekommen sey; er ließ bitten, daß Herr Kamp sogleich vor ihm erscheinen möchte. Frempung saß, wie alle Neger, auf einem niedrigen Stuhl, der eine Spanne hoch war. Als unser Buchhalter zu wissen bekam, daß es der König sey, so auf dem Stuhl saß, grüßete er ihn auf europäisch, entblößte sein Haupt, neigete sich ganz tief und strich mit seinen Füßen. Frempung, so der-

*) Römer's Nachrichten von der Küste Guinea 1769. S. 13.

gleichen Ehrenbezeugungen noch niemals gesehen, meinte, daß sich Kamp nur bücke, um ihm, wie ein anderer wilder Affe, auf den Kopf zu springen, und legte sich in Geschwindigkeit glatt auf die Erde, damit Kamp über ihn hin springen, und ihn nicht beschädigen könnte. Frempung rief seine Frauen zu Hülfe. Diese stellten sich ein und schlossen einen Kreis um ihren König; unser Bote Jancon rief dem Könige zu, und versicherte, daß sein Blanker nichts Böses im Sinne habe, die Ehrenbezeugungen der Europäer aber wären so beschaffen. Frempung wollte solches kaum glauben, und rief dem Jancon zu, er müsse seinem Blanken sagen, es wären solche Umstände nicht nöthig, und er könne ihn seiner Freundschaft versichern; er ließ ihn zugleich ersuchen, er möchte stehen bleiben, wo er stünde, und befahl einer großen Anzahl seiner Frauen, ihren Platz zwischen ihm und Kamp einzunehmen. Er betrachtete den obern Theil seines Körpers, und bisweilen mußten die Frauen an die Seite treten, damit er Kampen auch von unten sehen könnte. Frempung rief Jancon zu sich, beschuldigte ihn, daß er ihm von den Blanken eine unrichtige Abbildung gemacht, und glaubte, daß die Kleider des Kamps, oder doch der größte Theil derselben, Theile seines Körpers wären. Die Perücke des Kamps war mit einem Zopf versehen, und dieser fiel ihm als eine Seltenheit in die Augen; er meinte, der Zopf wäre ein Schwanz des Blanken; und da die Schwänze der Thiere sonst an einem andern Orte sitzen, so glaubte er, daß die Blanken dergleichen an ihrem Nacken trügen. Unser Jancon that alles Mögliche, dem Frempung begreiflich zu machen, daß es Sachen wären, womit sich sein Blanker gekleidet, die dem Körper aber nicht angewachsen seyen, und daß der Schwanz, den er an seinem Nacken sähe, nur nachgemacht worden.“ –

„Hiermit verliefen beinahe zwei Stunden, denn Frempung wollte sehen, ob der Blanke auch speisen

könnte. Er ließ Essen holen, und dieses kam Kamp recht zu gelegner Zeit. Frempung fing an, dem Kamp immer näher und näher zu kommen. Zuletzt bat er Jancon, seinen Herrn zu überreden, daß er sich abkleiden und nackend sehen ließe. Dieser gab sich alle Mühe und bat Hrn. Kamp dem Könige hierin zu dienen: dieser aber schwur, er thäte solches nicht, es sey denn, daß es nur in Gegenwart des Frempung allein geschehen könne, indem er sich vor seinen Weibern nicht entblößen wolle. Der König konnte nicht begreifen, welche Ursachen der Blanke haben möchte, daß er seinen Weibern nicht erlauben wolle, ihn zu sehen, bewilligte aber doch endlich Kamp's Verlangen, nachdem er seine alten Männer um Rath gefragt hatte. Unser Buchhalter kleidete sich ab; Frempung trat ganz nahe zu ihm, betastete seine Glieder, und brach mit Verwunderung in folgende Worte aus: du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß als wie der Teufel."

Bei'm Scharren und Ausstreichen, bei'm Schwanz am Kopf, bei'm Auskleiden u. s., wer hatte recht und wer hatte Unrecht?

Noch eine mineralogische Entscheidung des Königs Frempung muß ich anführen: sie ist eine Resolution seines geheimen Kabinets. *)

„Man erzählt als eine Gewißheit, daß Frempung's Leute einstens in einer Mine eine ganze goldene Klippe gefunden; solches meldete man dem Könige, und fragte, ob man sich nicht der Haueisen bedienen solle, um so viel als möglich davon abzuschlagen, weil die Regenzeit nicht lange mehr ausbleiben würde? Frempung zog seine großen Männer zu Rathe, und die Resolution oder Antwort war folgende: weil diese Klippe Mutter oder Vater der kleinern Stücke Goldes seyn müsse, so solle sich niemand unterfangen, sie anzurühren, sondern sie stehn

---

*) Römer S. 154.

lassen, und an einem andern Orte anfangen." Welcher Europäer möchte nicht gern diese Goldmutter holen?

2.

Oppoccu, König der Assianten.

So lange Frempung lebte, schonete Oppoccu der Akemisten; nach seinem Tode (1741) erklärte er Bang, ihrem Könige, Krieg. Was dieser Bang für ein Exemplar gewesen, zeigt folgende Nachricht: *)

„Die gemeinen Akemisten trunken keinen Branntwein, als wenn sie denselben umsonst bekamen: die Vornehmsten von ihnen kauften sich etwas davon: der größte Liebhaber desselben war Bang und vielleicht Hundert aus seiner Gesellschaft oder große Männer. Er gönnte uns wöchentlich sein Geld für 20 Anker Flensburger Kornbranntwein, und hatte solchen Geschmack daran bekommen, daß er ihn von jedem andern Branntwein unterscheiden konnte. Und so wie Bang und seine guten Freunde trunken, so war ihm wohl auch der Kornbranntwein am dienlichsten: denn Bang setzte sich und seinen guten Freunden des Nachts ein ganzes Anker vor, ließ den Boden ausschlagen und ein kleines Trinkgeschirr darein legen, dessen sich jeder bedienen konnte. War die Gesellschaft stark oder sie wollten recht lustig seyn, so wurden solchergestalt wohl 3 bis 4 Anker ausgetrunken.

„Als Oppoccu diesem Trunkenbolde den Krieg ankündigte, hatte dieser für die Vernunft kein Ohr: dem Rathe des gescheidten und tapfern Ursue folgte er nicht: die Schlacht wurde also, trotz des hartnäckigen Streits der Akemisten, verloren, und Ursue mit fünf und zwanzig Wunden getödtet. Als man dem Oppoccu den Kopf des Ursue brachte, versammelte er seine Generale um den todten Leichnam, und hielt stehend über ihn folgende

---

*) Ebend. S. 141.

Leichenrede: *) Hier liegt der große Mann, der seines gleichen nicht hatte als Gott und mich selber: er aber war in Wahrheit der dritte. Wo wolltet ihr hinlaufen (sagte er zu seinen Generalen), wenn er noch auf seinen Füßen stehen könnte? und wie furchtsam waret ihr nicht, wenn ihr in diesem Kriege wider ihn fechten solltet! Ich allein konnte ihn also tödten! Aber Bruder! (sagt er zu dem Todten) warum wolltest du nicht weniger seyn als ich? Du verschontest deine Leute und dachtest, du würdest schon eine Gelegenheit finden, mich zu tödten. Du dachtest, es müsse nur Ein großer Mann in der ganzen Welt seyn, und deine Gedanken waren richtig genug; denn alle Großen haben diese Regel u. s. w." Was Oppoccu hier sagte: wie mancher Ehrgeizige in Europa mag dasselbe mit eben so großer Thorheit als er denken! —

Um diesen Oppoccu näher kennen zu lernen, höre man zuerst folgende Beschreibung: **) Unsre Boten oder Abgesandten beschrieben die Person des Oppoccu fast wie eine Mißgeburt. An Höhe übertraf er alle seine Unterthanen; er war ganz roth, da doch die Neger sonsten die schwarze Farbe vor die schönste halten; sein Körper war mager und beinahe einem Schwarzen ähnlich, der die Schwindsucht hat; seine Hände und Füße waren doppelt so lang, als sie nach dem Verhältniß seines Körpers seyn sollten. Unsre Gesandten versicherten, daß sie ihn nicht ohne Grauen ansehen könnten, und dieses hielten die Schwarzen für eine große und vornehme Eigenschaft, für die man Ehrerbietung haben müsse."

„Oppoccu gibt außen vor seinem Hause, unter ei-

---

*) Römer S. 160.

**) Römer S. 163.

nem großen, von Gold verfertigten und mit Zweigen und Blättern versehenen Baum Audienz oder Gehör. Sein Thron besteht aus einem Goldklumpen, den acht Männer aus- und eintragen müssen; sie binden ein Tau um denselben, und stecken ihre Stangen dadurch. Er bedient sich zugleich eines goldnen Beckens, in welches er seine Füße setzt. Seine Bedienten müssen ihm täglich zweimal seinen ganzen Körper beschmieren, und denselben, so wie die Haare, mit Goldstaub pudern. Alsdenn ertheilt er Audienz. Man wird auf eine Audienz dieser Art begierig seyn; hier ist sie *):

„Der Gesandte der dänischen Handelsgesellschaft, Noy, hatte dem Oppoccu durch einen Akkrär (Leibsklaven) melden lassen: er möchte gerne nach Hause und zu seinem Blanken reisen, weil derselbe fast zornig auf ihn seyn möchte, wenn er sich länger in Assiante aufhielte, wenn es nun dem Könige gefällig wäre, so wollte er den folgenden Morgen Abschied nehmen. Oppoccu ließ ihm antworten, er könnte sich einfinden. Nachdem nun Noy am erwähnten Morgen um 7 Uhr in den innersten Hof der Wohnung des Königs geführt worden, ward er den Oppoccu ansichtig, der bereits in seinem vollen Staate war. Er hatte nämlich seine mit Talg beschmierte Haut und Haare mit einigen Pfunden feinen Staubgoldes pudern lassen. Er redete den Noy an, und das Gespräch war folgenden Inhalts:

Oppoccu. Herr Junge! bist du von dem Kabuseer, dem ich befohlen, dich und deine Leute zu beherbergen, wohl aufgenommen und traktirt worden?

Noy. O ja! Herr König! es hat mir und den Meinigen nichts gefehlet.

Oppoccu. Herr Junge! du hast dich nur sechs Wochen hier aufgehalten; ich kann dich wohl leiden, und wollte wünschen, du könntest noch länger hier bleiben,

*) Ebend. S. 166.

um mehr von meiner Größe und Hoheit zu sehen, damit du im Stande wärest, deinen blanken Herren eine Beschreibung davon zu machen. Hast du meines Gleichen gesehen?

Noy. Herr König! niemals, und deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Oppoccu. Nein, du hast recht, und Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich.

Noy. Ich habe viele Könige in der Welt gesehen, wenn man sie aber auch schon alle zusammenschmelzte, so würden sie dennoch deines Gleichen nicht werden.

Oppoccu. Herr Junge! Ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken, daß ich nicht mit eben so gutem Wein und Bier versehen wäre, als deine blanken Herren.

Noy. Herr König! alles, was in der Welt ist, gehöret dir zu, und es steht alles in deiner Macht.

Oppoccu befiehlt ihm eine Flasche englisch Bier zu holen; sie wird gebracht, der Bringer aber vergißt den stählernen Drath abzunehmen, mit welchem die Flasche umwunden war. Oppoccu will sie an den Mund setzen, um zu trinken, wird aber vom stählernen Drath gestochen; er sieht den Ueberbringer zornig an, und gibt ihm die Flasche zurück. Dieser löset den Drath ab, und Oppoccu trinkt des Noy Gesundheit. Dem Noy wird ein Stuhl gesetzt; er setzt sich, nimmt die Flasche aus der Hand des Oppoccu, und trinkt auf sein Wohlseyn. Oppoccu nimmt sie wieder, hält sie gegen den Tag, und sagt:

Oppoccu. Herr Junge! du trinkst nur wenig.

Noy. Herr König! ich darf nicht, ich merke schon, daß mir das Getränke in den Kopf steigt.

Oppoccu. Herr Junge, du bist nicht vom Bier trunken worden, sondern durch das Anschauen meines

Angesichts, denn solches macht alle Menschen, so es sehen, trunken.

Noy. Herr König! es ist wahr; denn wenn ich in den Packhäusern meiner Blanken gewesen, und eine ganze Flasche Branntwein getrunken, so bin ich doch nicht so lustig worden, als in diesen Tagen, da ich dein Angesicht gesehen habe.

Oppoccu. Herr Junge! vergiß nicht dieses und andere Merkwürdigkeiten deinen blanken Herren zu erzählen; und melde ihnen, daß ich auf Elmine und sechs kleinern Orten die Packhäuser jährlich dreimal ausleeren lassen. (Er hatte nämlich alle vorräthigen Waaren gekauft.) Und ich gedenke die Packhäuser deiner Blanken gleichfalls jährlich ledig zu machen. Ich will nicht haben, daß sich meine Leute wie die niederträchtigen Akemisten aufführen sollen, welche sich ein paar Tage aufhalten, und die Waaren bedingen, ehe sie etwas kaufen wollen. Sey ein Freund meiner Leute, die ich nach der Seekante senden will, und zeige die Orte an, wo die Seeteufel an's Land zu steigen pflegen, damit sie sich in Acht nehmen können, und ich nicht zu viel Leute verliere." (Die elminischen Neger, wie auch andere, so an der Seekante wohnen, stehlen gleichfalls Assianten, und zwar unter dem Vorwand, es kämen Seeteufel an's Land, so die Menschen wegschleppten.)

Und hiermit endigte sich die Audienz dieses großen Königs, den niemand, bei Lebensstrafe, anders nennen durfte, als der Höchste, der Feuerfarbene u. s. w.

Noy erhielt die Erlaubniß, seine Rückreise anzutreten.

Oppoccu's letzter Wille. *)

Oppoccu ward krank, und es wurden alle Fetissen um Rath gefragt; er bekam aber schlechten Trost. Der

*) Römer S. 190. 91. 96.

assiantische Fetis ließ ihm sagen: er wäre oft genug ermahnet worden, daß er nicht so viel Menschenblut vergießen solle; nunmehr hätte sich das Blut seines Körpers in Feuer verwandelt, welches ihn so erhitzen würde, daß er in wenig Jahren sterben müsse u. s. w. Die Fetissen aller andern Nationen bestätigten dieses Urtheil. Oppoccu ließ also den holländischen General ersuchen, er möchte ihm einen gläsernen Sarg und Thron verschreiben. Diese Sachen langten auch in kurzer Zeit aus Holland an, und wurden auf Elmine an's Land gebracht: Oppoccu hat sie aber nie habhaft werden können, weil die Fanteer drohten, sie wollten alle im fantei'schen Gebiet liegenden holländischen Forts belagern, und alle Holländer, so in ihre Hände geriethen, ermorden.

Ehe Oppoccu diese Welt verließ, mußte ihm sein bestimmter Thronfolger versprechen, sich alle Mühe zu geben, den schon erwähnten Sarg und Thron aus Elmine herbei zu schaffen, seinen Körper darein zu legen, die Fanteer zu bekriegen, seinen Körper mit in Krieg zu führen, und wenn die Fanteer überwunden worden, seine Leiche überall in den fanteischen Landschaften herumzuführen. Wenn solches alles geschehen, so sollten sie ihn, nebst dem Thron begraben, den er in der andern Welt gebrauchen wolle.

41.

Sie wünschten, daß jemand über den menschenfreundlichen Comenius ausführlicher spräche. Der bescheidene Mann spricht von sich selbst (auch wo er es thun sollte und konnte, in seiner Kirchengeschichte der böhmischen Brüder)

sehr wenig; das einzige Nothwendige lag ihm zu sehr am Herzen.

Wenn ich Einen Mann unserer Nation (denn warum sollte man Böhmen und Mähren nicht zu Deuschland rechnen?) mit dem guten St. Pierre vergleichen möchte, so wäre es Comenius; und dieß gewiß nicht zu seinem Nachtheil. St. Pierre hat durch seine Schriften, die, als sie erschienen, wenige lasen, mehrere ungelesen verlachten, andre auf eine schale Art widerlegten, ja deren offenbarste Wahrheit ihm sogar Verdruß zuzog, in der Folge mehr Gutes gewirkt als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters, die ihn aus der Akademie verwiesen. Seine Träume von einem ewigen Frieden, von einer besseren Verwaltung der Staaten, von einer größeren Nutzbarkeit des geistlichen Standes, von einer gewissenhaftern Pflege der Menschheit, selbst seine politischen Weissagungen, können nicht immer Träume eines honneten Mannes bleiben, wie sie damals ein duldender Minister nannte. Wenn St. Pierre wieder aufstünde und gewahr würde, daß nicht bloß (wie d'Alembert meint) das Wort bienfaisance und gloriole von ihm in der Sprache seiner Nation geblieben, sondern daß seine Grundsätze, seine Wünsche, seine Hoffnungen gewissermaßen der Geist aller Guten und Würdigen in Europa worden sind: der kalte, trockene Mann würde dabei nicht gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich würde er gelassen sagen: „die Zeit ist schneller fortgeschritten, als ich es ihr zutraute.“

Unser St. Pierre, Comenius, hat eine

andere Gestalt. Er wurde zwar auch in einem Labyrinth von Weissagungen irre geführt (welches ihm zuletzt sehr leid that); diese hatten auch eine viel rohere Gestalt, als der politische Kalkul des St. Pierre, seiner Erziehung und seinen Lebensumständen nach haben konnte; in ihrem Ziel aber treffen beide zusammen, und dieses ist das Wohl der Menschheit. Ihm weihten beide, obwohl auf den verschiedensten Wegen, alle ihre Gedanken und Bestrebungen; beiden schien alles das entbehrliche Ueppigkeit oder häßliche Unsitte, was nicht dahin führte. Beide haben eine schöne Klarheit des Geistes, eine beneidenswürdige Ordnung und Einfalt der Gedanken; sie sind von allem Leidenschaftlichen so fern und los; es verdrießet sie nicht, Eine Sache oft, meistens mit denselben Worten zu sagen, damit man sie fassen und ja nicht vergessen möge, daß auch in diesen liebenswürdigen Fehlern sie einander ähnlich erscheinen. Der letzte Zweck ihrer Bemühungen ist ganz derselbe.

Comenius, wissen Sie, war der letzte Bischof der böhmischen Kirche. Er lebte in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, da mit ihm so viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden; seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeine Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem

Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief, und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u. f. weckte. In ihr ward durch Huß und andere der Grund zu einer Reformation gelegt, die für ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser slavischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie außer der Schweiz diesseit der Alpen nirgend anders; und es ist kaum zu zweifeln, daß wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Thätigkeit nur einigermaßen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slavischen Länder an der Ostseite Deutschlands ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenswürdiger Umstände tritt dem Geschichtforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet. Comenius betrug sich bei allem mit der Würde eines apostolischen Lehrers.

Der Flüchtling nahm seine Jugendbeschäftigung vor; er ward ein Lehrer der Jugend, aber in einer großen Aussicht. Seine Grundsätze: „Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sey Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor allem nöthig," diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß jeder sie in Worten vorgibt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius Geist und Sinne befolget. Dieser griff zur That; er gab seine Janua, er gab einen Orbis pictus heraus, die zu seiner Zeit eine unglaubliche Aufnahme fanden, in wenigen Jahren in eilf Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzählige Auflagen erlebt haben und eigentlich noch nicht übertroffen sind: denn haben wir jetzt nach anderthalbhundert Jahren annoch ein Werk, das für unsre Zeit völlig das sey, was jene unvollkommenen Werke für ihre Zeit waren? Im ganzen Nordeuropa erregte Comenius Aufmerksamkeit auf die Erziehung; der Reichstag in Schweden, das Parlament von England beachtete seine Vorschläge. Nach England ward er gerufen; von Schweden aus sprach der große Kanzler Axel Oxenstirn mit ihm; er ward zu Ausarbeitung derselben unterstützt; und obwohl, wie leicht zu erachten war, eine Hauptreform der Erziehung in Comenius Sinn aus zehn Ursachen nicht zu Stande kommen konnte, zumal

mal im damaligen Zeitalter hundert Unglücksfälle dazwischen kamen, so hatte Comenius dabei seine Mühe doch nicht ganz verloren. Seine Vorschläge (obgleich die meisten seiner Werke uns die Flamme geraubt hat) sind an's Licht gestellt, ja sie liegen größtentheils (so einfach sind sie) in aller Menschen Sinne; nur erfordern sie Menschen von Comenius Betriebsamkeit und Herzenseinfalt zur Ausführung. Wenn er auflebte, und unsre Erziehung betrachtete, was würde der fromme Bischof zu mancher Marketenderei sagen?

Sein Plan ging indeß noch weiter. Er sahe, daß keine Erziehungsform ihren Zweck erreichte, wenn nicht die Geschäfte verbessert würden, zu denen Menschen erzogen werden; hier griff er das Uebel in der Wurzel an. Er schrieb eine Panegersie, einen allgemeinen Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge, in welchem ihm St. Pierre an Ernst, und (ich möchte sagen) an heiliger Einfalt selbst nachstehen möchte. Er ladet auf's menschlichste dazu ein; meint, es sey ja Unsinn, Glieder heilen zu wollen, ohne den ganzen kranken Leib zu heilen; ein gemeinschaftliches Gut sey eine Gemeinfreude; gemeine Gefahr fordre auch gemeinschaftliche Sorge, und schlägt Mittel zur Berathschlagung vor. Die menschlichen Dinge, die er für verderbt hält, seyen Wissenschaften, Religion und Staatseinrichtung. Ihrer Natur nach bezeichneten sie den Charakter unsers Geschlechts (Humanität), mithin die eigentliche Menschheit, indem Wissenschaft den Verstand, Religion den Willen, die Regierung unsre Fähigkeit

zu wirken, bestimmen und bessern sollte. Aller Menschen Bestreben gehe dahin: denn jeder wolle wissen, herrschen und genießen; edlere Seelen seyen nach der edelsten Macht, der wahren Wissenschaft, und einer unzerstörlichen Glückseligkeit begierig; sie zu befördern opferten sie Kräfte, Mühe, ihr Leben selbst auf. In uns liegen also ewige Wurzeln zu einem Baume der Wissenschaft, der Macht und des Glücks; Philosophie solle uns Weisheit, politische Einrichtung den Frieden, Religion innere Seligkeit geben; diese drei Dinge seyen nur Eins; sie könnten nie von einander, nie vom Menschen gesondert werden, ohne daß er ein Mensch zu seyn aufhöre. Sie ziemten ihm allerwege und allenthalben. —

Jetzt zeigt Comenius, wie und wodurch alle drei verderbt seyen. Der Verstand werde von wenigen wenig gebraucht; der Wille unterliege den Begierden; man suche Reichthum, Ehre, Lust, Eitelkeiten, Schatten der Dinge; man suche sich außer nicht in sich selbst. Man wisse nicht, was man wollen, thun, wissen solle; man theile sich in philosophische, politische Religionssekten; man streite, ohne einander zu überzeugen, und doch sey es das einzige Zeichen, daß man selbst weiß, wenn man andre überzeugt. Die Weisheit werde in Bücher gekerkert, nicht in der Brust getragen; unsere Bücher seyen also weise, nicht wir. Selten habe man bei der Wissenschaft einen wahren Zweck; man lerne, um zu lernen, oder noch zu thörichtern Absichten. Das Band der Sprache sey zerrissen; und noch habe keine einzige Sprache ihre

Vollkommenheit erreicht. Die Gebrechen, deren er die Religion zeihet, führt er nur kurz und mit Bedauern an, da sie zu offen am Tage liegen. In der Politie meint er: nichts könne regieren, als das Rechte, niemand andere regieren, als der sich selbst zu regieren weiß. Menschenregierung sey die Kunst der Künste; ihr Zweck sey Friede. Mithin zeugen alle Kriege und Unordnungen der menschlichen Gesellschaft, daß diese Kunst noch nicht da sey; weder zu regieren, noch regiert zu werden wüßten die Menschen; von welchen Verderbnissen er sowohl die Ursachen, als die Schändlichkeit und den Schaden klar vorlegt. —

Von jeher, fährt er fort, sey das Bestreben der Menschen dahin gegangen, diesen Uebeln abzuhelfen; und zeigt mit großem Verstande, sowohl was man bisher dazu gethan, und auf welchen Wegen man's angegriffen habe, als auch weßhalb diese Mittel unhinreichend oder unwirksam geblieben. Indessen sey der Muth nicht aufzugeben, sondern zu verdoppeln. Manche Krankheiten tilge die Zeit; in der verdorbenen Menschheit sey der Trieb zu ihrer Verbesserung unaustilgbar, und auch in den wildesten Abwegen wirksam. Nur müsse die Menschheit ihr wahres Gute, so wie die Mittel dazu, ganz und rein kennen lernen; sie müsse von den Ketten böser Gewohnheiten befreiet werden, und nicht eher nachlassen, bis sie in einer Allgemeinheit zum Zweck gelange. Zu dieser Harmonie wirke selbst der Haß der Sekten, ihre bitteren Verfolgungen und Kriege gegen einander in Wissenschaften, Religion und Regierungsanstalten; alles

zeige, daß eine große Veränderung der Dinge im Werk sey. Ohne uns könne diese Veränderung keine Verbesserung werden; wir müßten zu ihr und zwar auf bisher unversuchten Wegen, auf dem Wege der allgemeinen Einheit, Einfalt und einer freien Entschließung (Spontaneität) mitwirken. Der Zweck der Einheit und allgemeinen Verbindung liege in unserm Geschlecht; nur durch Einfalt könne unser Verstand, Wille und Handlungsweise von ihren Verderbnissen loskommen; dahin wiese die einträchtige Norm unsrer gemeinen Begriffe, Fähigkeiten und Instinkte; mittelst dieser, und dieser allein käme man ohne alle Sophisterei zum reinen Gute der Wahrheit. Freiheit des Willens endlich sey der Charakter des Göttlichen in uns; Gott zwinge nicht, und wolle nicht, daß Menschen gezwungen, sondern gelehrt, geleitet, unterstützt werden. So weit wir vom Wege der Einigkeit, Einfalt und Sinnesfreiheit abgewichen seyen: so sey eine Rückkehr dahin möglich, sobald wir uns nur vornähmen, ohne Ausschließung alles, für alle, auf alle Art und Weise zu verbessern. In diesen drei Worten liege das ganze Geheimniß (omnia, omnibus omnimode esse emendanda): denn alle bisherige Vereitelung guter Bemühungen sey bloß daher gekommen, daß man nicht alles, nicht für alle, nicht auf alle Weise habe verbessern wollen, sondern zurückbehalten, geschont, geschmeichelt und dadurch das Böse oft ärger gemacht habe. Das Studium zu partikularisiren sey die Grundlage der Verwirrung; jeder rathe, sorge für

sich, für alle niemand. Man schaue gewöhnlich auch nicht rings umher, sondern dieser auf dieß, jener auf jenes; dafür sey er entbrannt, und vergesse, hindere, verachte alles andere. Am wenigsten habe man den ganzen Apparat von Kräften und Mitteln angewandt, dessen die Menschheit fähig ist, ja den sie wirklich im Besitz hat. Sehr ernstlich begegnet Comenius den Einwürfen, daß eine allgemeine Verbesserung unmöglich sey, und ein Unternehmen der Art zur Zerstörung aller bisherigen Einrichtungen gereichen würde. Möglich sey sie allerdings; das zeigte die Haushaltung der Natur, der Begriff der Kunst, die Identität der Menschheit; auf dem Wege der Einfalt werde man die Möglichkeit einer solchen Verbesserung wohl finden: denn sie liege allenthalben vor uns, und die Einfalt selbst sey das wirksamste Gegengift aller Verwirrung. Auch den freien Willen der Menschen glaubt Comenius auf seiner Seite zu haben, sobald man sie nur nicht täuschte, sondern in allem für alle rein sorgte. Nichts als das Schlechte würde zerstört; nur das Ueberflüssige würde hinweggethan; das Gute bliebe, mit unendlich vielem, neuen Guten vermehrt, verstärkt, vereinigt. Hiezu ladet er nun in der einfältigsten Herzenssprache die Menschen ein; der Bischof spricht zur gesammten Menschheit, wie zu seiner Gemeine. —

Glauben Sie nicht, daß dergleichen utopische Träume, wie man sie zu nennen pflegt, nutzlos seyen: die Wahrheit, die in ihnen liegt, ist nie nutzlos. Dem Comenius konnte man sagen, was

der Kardinal Fleury dem St. Pierre sagte, da dieser ihm sein Projekt des ewigen Friedens und des europäischen Reichstages überreichte: „Ein wesentlicher Artikel ist darin vergessen, die Missionarien nämlich, die das Herz der kontrahirenden Fürsten zu diesem Frieden und zu diesem Reichstage disponiren;" allein wie St. Pierre sich bei diesem Projekt auf den großen Missionar, die allgemeine Vernunft, und ihre Dienerinn, die Zeit, oder allenfalls die Noth verließ, so wahrscheinlich auch Comenius. Er schrieb eine Konsultation (ich weiß nicht, ob er sie umhergesandt habe), die sogar erst dreißig Jahre nach seinem Tode gedruckt ward. *) Da sie wenige Bogen enthält, wünschte ich, daß sie übersetzt erschiene, wenn auch nur zum Zeichen, wie anders man damals über die Verbesserung der Dinge schrieb, als man jetzt zu schreiben gewohnt ist. Fromme Wünsche der Art fliegen nicht in den Mond; sie bleiben auf der Erde, und werden zu ihrer Zeit in Thaten sichtbar. Es schweben nach Ariosto's schöner Dichtung immerdar einige Schwäne über dem Fluß der Vergessenheit; einige würdige Namen erhaschen sie, ehe diese hineinsinken, und schwingen sich mit ihnen zum Tempel des Andenkens empor. —

*) Comenii hist. fratrum Bohemorum; accedit ej. Panegersia, de rerum humanar. emendatione, edid. Buddeus Halae 1702. Rieger in seiner Geschichte der Böhmischen Brüder führt an, daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius seyn sollen; wären nicht einige davon für unsre politisch pädagogischen Zeiten des Drucks werth?

Ich lege Ihnen einen Aufsatz bei, der mir namenlos zukam; theilen Sie ihn unsern Freunden mit. Er ist nicht mit Comenischem Geist geschrieben, es läßt sich aber manches darüber sagen.

Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? *)

1.

Haben wir noch das Publikum der Alten?

Um eine vorgelegte Frage zu beantworten, muß man sie erst verstehen. Also:

Was ist Publikum? Ein sehr unbestimmter Begriff, der, wenn man alle Eigenheiten des einzelnen Gebrauchs und Mißbrauchs seiner Benennung absondert, ein allgemeines Urtheil, wenigstens eine Mehrheit der Stimmen in dem Kreise, in welchem man spricht, schreibet oder handelt, zu bezeichnen scheinet. Es gibt ein reales und ideales Publikum; jenes, das gegenwärtig um uns ist, und uns seine Stimme wo nicht zukommen läßt, so doch zukommen lassen kann; das ideale Publikum ist zuweilen so zerstreut, so verbreitet, daß kein Lüftchen uns aus der Entfernung oder aus der Nachwelt den Laut seiner Gedanken zuführen mag. Bei jeder Gattung des Publikums aber denket man sich

---

*) Diese Abhandlung (von Herder) erschien zuerst gedruckt: Riga 1765. 4. M.

ein verständiges, moralisches Wesen, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, an unsern Handlungen Theil nimmt, ihren Werth und Unwerth zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Thaten.

Unter den Alten verstehet man in Ansehung der Kunst die Griechen, in Ansehung der Literatur Griechen und Römer, in Ansehung alles dessen aber, worüber das Publikum gefragt oder belehrt werden kann, jede Nation, die in früheren Zeiten auf uns gewirkt hat, mit der wir uns hier oder dort in Ansehung gefällter Urtheile zu vergleichen, zu messen haben. Man siehet, daß in diesem Gesichtspunkt sowohl die Hebräer als die sogenannten Barbaren des Mittelalters von unsern Alten nicht ausgeschlossen sind: denn diese haben viele Meinungen unseres Publikums, und in manchem seinen ganzen Geschmack konstituiret.

Wer sind nun die wir, die sich mit diesen Alten vergleichen? Im Ganzen möchte man die jetzige Generation der Menschen darunter verstehen. Da diese doch aber in einen Gesichtskreis oder gleichsam in einen großen Saal beschränkt werden muß, um Zuschauerinn, Hörerinn, Urtheilerinn, Richterinn zu werden: so wird dieser Kreis bald sehr weit,

bald sehr enge genommen; ja vom weitesten Kreise, den unsere Einbildung kaum fassen mag, wird oft behauptet, was nur dem engesten, einem sehr auserlesenen Kreise gebühret. Aus Erfahrungen seiner Landes- und Stadtwelt spricht man gemeiniglich für die Christenheit, für Europa, für Welt und Nachwelt, an denen man sich immer eine mystische Person oder Versammlung, eine aufgeklärte oder aufzuklärende Gemeinheit denket. Um allen aus dieser Verwirrung entspringenden Mißverständnissen zu entweichen, wird's also nöthig seyn, jedesmal den Gesichtskreis zu bestimmen, und in Absicht jeder Frage, die an ein Publikum gelangt, Zeiten und Völker zu unterscheiden.

I. Vom Publikum der Ebräer.

Das ebräische Volk ward von seinem Ursprunge an als ein genetisches Individuum, als Ein Volk betrachtet. Der sterbende Stammvater sprach zu seinen Söhnen für die ganze Reihe zukünftiger Zeiten; ja ehe der Sohn des Stammes geboren war, geschah schon dem ganzen zukünftigen Volk die Verheißung. Als es in vielen Tausenden um den Berg Sinai gelagert dastand, sprach der Gesetzgeber im Namen seines Gottes zu ihm, als zu Einer Person, die dieses Gottes Knecht und gerettetes Kind sey; und da er vor seinem Lebensende dieß Gesetz wiederholte, ließ er das Volk als Einen Mann geloben. Er forderte von ihm Achtung und Liebe des Gesetzes als von Einem moralischen Wesen. So sprachen alle Propheten, denen der Gesetzgeber ausdrücklich Raum zu dieser Stimme

an's gesammte Volk, als an Ein Eigenthum Gottes, gelassen hatte. So klein der Kreis seyn mochte, in dem mancher Prophet sprach oder zu seiner Zeit schrieb, so groß wird er dieser seiner Idee nach. Der Bote seines Gottes spricht zum Sohne Jakob, zum Knecht Israel für alle Zeiten. Daher der hohe, weitschallende Ton des Patriotismus in den ebräischen Psalmen und Propheten. Wo und in welcher Sprache sein Nachhall ertöne: er ergreift das Herz; ein Publikum wird lebendig. Man findet sich in einer Versammlung, in der Einer für alle steht, alle für Einen. Die Last der Gebote, Segen und Fluch trägt das ganze Volk auf seinen Schultern. Danklieder tönen von allen empor; auch über die kleinsten Begegnisse des Individuums werden sie angenommen, weil dieß Individuum zum ganzen Volk gehöret. So trägt in den Bestrafungen der Propheten jeder Israelit die Schuld des andern; der Trost des andern kommt auch ihm zu statten; gemeinschaftliche Wünsche, eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und des gedrängten Volkes. Auch seitdem Israel unter alle Nationen zerstreut ward, ist dieser Prophetenton eines Nationalpublikums nicht verhallet. Alle seine Gesänge und Gebete sprechen noch zu Gott mit der Stimme eines verlornen Kindes, eines gedemüthigten Knechtes. Wenn ein Geist der Poesie, der Lehre, der Ermahnung in diesem Volke wieder aufleben sollte, so kann er nicht anders als in solchem Ton zum Volk singen und reden.

Haben wir dieß Publikum der Ebräer? Mich dünkt, jedes Volk habe es durch seine Sprache.

Diese ist ein göttliches Organ der Belehrung, Strafe und Unterweisung für jeden, der für sie Sinn und Ohr hat. Das Band der Zunge und des Ohrs knüpft ein Publikum; auf diesem Wege vernehmen wir Gedanken und Rath; wir fassen Entschließungen und theilen mit einander Belehrung, Leid und Freude. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütten, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum Volk dieser Sprache. Ich vernehme noch Ottfried's Stimme; die Kern- und Biedersprüche mancher alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; Kaiserberg, Luther predigt mir noch; und was auch von andern Nationen in meine Mundart meisterhaft überging, ist die Stimme eines Publikums worden, zu dem auch ich gehöre. Meine Stimme, so schwach sie sey, bewegt auch Wellen dieses ätherischen Weltmeers. Von den Millionen, die deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, wären es nur so viel als Persius sich anmaßet, aut duo aut nemo; auch diese Zwei, lobend oder tadelnd, erregen ihre Wellen weiter. Im Publikum der Sprache hat sogar der Niemand ein Ohr; er lernt von oder an mir, und spricht weiter. Und dieß Publikum breitet sich fort, so lange die Sprache, selbst mit Veränderungen, dauert, bis sie verständlich zu seyn aufhöret. Kein Gesetz kann diesen Fortgang verbieten, keine Macht ihn aufheben, bis die Sprache vertilgt ist; und ehe diese vertilgt wird, dazu gehören allmächtige Kräfte der Zeiten.

Nicht der Schriftsteller gehört zu diesem Publi-

kum allein, sondern auch der mündliche Unterweiser, der Gesetzgeber, der Feldherr, der Redner und Ordner. Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet; mittelst der Sprache wird sie ordnung- und ehrliebend, folgsam, gesittet, umgänglich, berühmt, fleißig und mächtig. Wer die Sprache seiner Nation verachtet, entehrt ihr edelstes Publikum; er wird ihres Geistes, ihres inneren und äußeren Ruhms, ihrer Erfindungen, ihrer feineren Sittlichkeit und Betriebsamkeit gefährlichster Mörder. Wer die Sprache eines Volks emporhebt und sie zum kräftigsten Ausdruck jeder Empfindung, jedes klaren und edeln Gedankens ausarbeitet, der hilft das weiteste und schönste Publikum ausbreiten, oder in sich vereinigen und fester gründen.

Daß unser Deutschland durch seine Sprache sich dieß Publikum in solchem Umfange, mit solcher Festigkeit gegründet habe, wie es hätte geschehen mögen, ist sehr zu zweifeln. Ganze Länder sind davon abgerissen; Provinzen und Kreise verstehen einander kaum, nicht nur nicht in Reden, sondern oft selbst nicht in Schriften. Was in manchen Gegenden für Witz gilt, wird in anderen als niedriger Scherz verachtet; das Ganze hat so wenig einen gemeinschaftlichen Schritt in der Kultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Theile desselben, als auf Ein gemeinsames Publikum, mit gleicher Macht wirkte. Nicht aber nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich von einander gesondert, indem seit einem Jahrhunderte die sogenannten obern Stände eine völlig fremde Sprache angenommen, eine fremde Erzie-

hung und Lebensweise beliebt haben. In dieser fremden Sprache sind seit einem Jahrhunderte unter den genannten Ständen die Gesellschaftsgespräche geführt, Staatsunterhandlungen und Liebeshändel getrieben, öffentliche und vertraute Briefe gewechselt worden, so daß wer einige Zeilen schreiben konnte, solche nothwendig vormals italiänisch, nachher französisch schreiben mußte. Mit wem man deutsch sprach, der war ein Knecht, ein Diener. Dadurch also hat die deutsche Sprache nicht nur den wichtigsten Theil ihres Publikums verloren, sondern die Stände selbst haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweiet, daß ihnen gleichsam ein zutrauliches gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle fehlet. Beide sind auf ihrem getrennten Wege nicht so weit fortgeschritten, als sie in Wirkung und Gegenwirkung auf einander hätten kommen mögen, indem der eine Theil meistens an Phrasen, an Worten ohne Gegenstand, leer von innerer Bildung hangen bleiben mußte; dem andern hingegen bei aller Mühe des Fortstrebens ewig und immer eine Mauer entgegengestellt war, an welcher leere Schälle zurückprallten. Ohne eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache, in der alle Stände als Sprossen Eines Baumes erzogen werden, gibt es kein wahres Verständniß der Gemüther, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Mit- und Zusammenempfindung, kein vaterländisches Publikum mehr. Entweder bequemt man sich nach der fremden Denkart des andern, und buhlt ohne Dank und Kraft um dessen

leere Vorstellungsweise, wie um einen nichtigen Schatten; oder man spricht und schreibt nicht für ihn; er ist ein todtes oder ein hinderndes, oft feindlich wirkendes Glied der Gemeine. Wenn die Stimme des Vaterlandes die Stimme Gottes ist, so kann diese zu gemeinschaftlichen, allumfassenden und auf's tiefste greifenden Zwecken nur in der Sprache des Vaterlandes tönen; sie muß von Jugend auf durch alle Klassen der Nation, an Herz und Geist erklungen seyn; so nur wird durch sie ein Publikum, verständig und verstanden, hörend und hörbar. Jede fremde bleibt eine entzweiende Samaritersprache.

2. Publikum der Griechen.

Daß dem also sey, wollen wir schöner an den Griechen lernen. Wahrscheinlich war ihre Sprache anfangs so ungebildet als jede Volkssprache in rohen Zeiten; da stieg Kalliope, da stiegen Götter vom Himmel hernieder. Merkur erfand die Lyra; die Cither begleitete Apollo mit herzerweckendem Gesange; mehreren Söhnen der Muse folgte Baum und Fels, es horchten ihnen Ströme; kurz (ohne Fabel zu reden), Poesie mit Musik begleitet, erschuf und bildete sich ein griechisches Publikum, in einer feinern Sprache und einer feinern Gedankenweise. Die Fabelnamen Orpheus, Linus, Musäus, sind in Absicht der Wirkung, die sie hinterließen, keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter- und Menschengestalten, die Melodie ihrer Weisheitssprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem

Gedächtniß der Hörenden eingepräget, und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge, die Homer und andre Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallet; sie kamen gesammelt nach Athen, sie erklangen am Panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein Publikum der Griechen für Poesie; bald auch für Prose. Herodot las seine Geschichte dem versammelten Griechenlande, wie so viele Dichter vor ihm ihre Gedichte größeren oder kleineren Kreisen gesungen hatten: denn selbst die Gastmahle der Griechen hatten eine Art fröhlicher Publicität, und waren nicht ohne Musen. Auf diesem Wege entstand das griechische Schauspiel, das allen seinen Theilen nach ein Publikum voraussetzte und ein Publikum vergnügte. Auf diesem Wege gelangte die griechische Kunst zu ihrer Höhe: die Muse, die dem Künstler seine reinen, hohen Ideen eingab, hatte sich auch Gelegenheiten, Oerter und Plätze geheiligt, wo sie solche mit Würde zeigen und einem dazu gestimmten Volk sichtbar machen konnte. Selbst in die Berathschlagungen und Zänkereien vor Gericht ging Redekunst als ein Haupterforderniß über. Indem alles vorm Publikum verhandelt wurde, so ward dieß Publikum durch Rede gefesselt, durch Kunst der Rede geführt und gelenket.

Haben wir dieß Publikum der Griechen? Nein,

und in mehreren Stücken ist's vielleicht gut, daß wir es nicht haben. Wo über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Beklagten, über Verdienst und Belohnung die Kunst der Rede gebieten darf, wie vielen Verleitungen ist und bleibt die Seele eines unerzogenen Volks ausgesetzt, die mit ihrem ganzen Urtheil im Ohre wohnet! Die Geschichte der griechischen Republiken, insonderheit Athen's, zeigt uns davon eine große Galerie fürchterlich schön gemahlter Beispiele, bei deren Ueberblick mancher Nordländer oft mit frohem Schauder sagen wird: „o der leichtsinnigen Griechen! Wohl uns, diese Zeiten sind vorüber!" Ein Gleiches wird er vielleicht von den Religions- und Staatsfeierlichkeiten, den öffentlichen Spielen, Tänzen, Uebungen und Wettkämpfen, vielleicht auch vom ganzen Theater in Athen sagen. Und allerdings gehört alles dorthin und in jene Zeiten.

Aber warum hätten wir denn ein Theater, wenn wir kein Publikum für's Theater haben mögen? Warum hätten wir Kunst, wenn es nicht die griechische seyn kann? Warum unterfingen wir uns, Vergnügungen des Geschmacks zu haben, wenn es kein Publikum des Geschmacks geben soll? Warum endlich spielen wir mit Musik, Redekunst, Poesie und Sprache, wenn diese nicht zu Zwecken angewandt werden, zu denen sie, allein und verbunden, eigentlich bestimmt und geschaffen sind? *Ihrer Natur nach erfordern sie ein Publikum*; ohne solches sind sie todt und begraben.

Ein *Hymnus* z. B. gehört seiner Natur nach für eine *Versammlung*. Der Dichter, der diese nicht

nicht um sich erblicket, nimmt Himmel und Erde, Wälder und Felsen zu seinen Zuhörern und Zeugen. Die Stimme eines lyrischen Dichters rufet ein Publikum an und auf. Der Sänger, ja selbst der Geschichtschreiber großer Begebenheiten fordert einen Kreis von Männern, Weibern, Jünglingen und Kindern um sich her, denen seine Begebenheiten in Ohr und Seele tönen. Sie öffnen ihm nicht etwa nur eine Bühne, auf der er in ihrem Beifall seinen ganzen Ruhm ernte, sondern ihre Gemüther selbst sind seine Arena, der Schauplatz, das Ziel, das Maß seiner Wirkung. Die Scene, die der epische Dichter nicht also beschreibt, daß sie den Augen des Zuhörers sichtbar wird, also daß auch in der Seele der Handelnden mit gehaltenem Interesse alles vor seinen Augen vorgehet, ist keine epische Scene; die Begebenheit, die der Geschichtschreiber im Zusammenhange ihrer Folgen, wo möglich auch ihrer Ursachen, nicht also gegenwärtig zu machen weiß, daß dem Zuhörer sein eignes klares Urtheil darüber reifet, ist eine mangelhaft erzählte Geschichte. Der lyrische Dichter, der mit seiner Kunst in der Seele des Hörenden nicht den Grad von Theilnehmung trifft, auf den seine Kunst als auf den Punkt ihrer Vollkommenheit rechnet, hat auf ein Nichts gearbeitet, und verfehlt seine Wirkung. Alle diese Produktionen also wollen ein Publikum, aus welchem sie gleichsam hervor, auf welches sie zurückgehen, aus welchem sie die Regel ihrer Kunst nahmen.

Wo sind nun in Deutschland die Odeen unserer Geschichtschreiber, unserer lyrischen und epischen

Dichter? Wo sind die Schulen, in denen man die edelsten Gesänge den Jünglingen an's Herz legt, und sie nebst den schönsten klassischen Stellen der Alten nicht etwa bloß deklamirt, sondern in die Seelen schreibet? Nur was selbst Gestalt hat, kann Gestalt geben; nur Flamme kann Flamme verbreiten. Ein Athem aber kann auch aus Funken eine Flamme wecken und viele todte Kohlen entzünden. An glühenden Funken hat es in Deutschland nicht gefehlet, sie sind aber nie zur Flamme angefacht worden. Der sogenannte Minnegesang war Hofgeschmack; er ging vorüber. Die Zeiten der Reformation brachten flehende Gefahr-, dankende Lobgesänge in den Mund vieler; sie gingen mit der Gefahr vorüber. Der dreißigjährige Krieg weckte Stimmen mancher Art für beide Parteien; die Feldherren der Ligue wurden eben sowohl, als die Feldherren und Retter der Union gepriesen, und unter den letzten sind die Namen eines Ernst von Mansfeld, Christian von Anhalt, Johann Ernst und Bernhards von Weimar, Gustav Adolphs, Georgs von Baden, der deutschen Muse nicht fremde geblieben. Leider aber ist diese keine Tochter Mnemosynens, oder sie ist von ihr zwischen Schlaf und Wachen erzeuget. Nach dem westphälischen Frieden vergaß man aller Gefahr, und hat über hundert Jahre, dann und wann unsanft aufgerüttelt, sanft geschlafen. Alle weckenden Stimmen, leise und lauter, sind vergebens gewesen; unsere Dichter waren oder hießen Versmacher, Reimschmiede; seit einem halben Jahrhundert las man Voltaire, und ließ die deutsche Geschichte errö-

then und schweigen. Sie schweigt noch, und darf an eine Geschichte des deutschen Geschmacks, der deutschen Kultur, der deutschen Festivitäten und Lustbarkeiten nicht ohne Beschämung denken.

Auf dem Theater wird ein Publikum oder ein Theil desselben einem andern Publikum zur Schau vorgestellt; offenbar war dieß die Idee der Griechen im Trauerspiel mit dem Chor, im Lustspiel mit dem einzeln oder in Masse personificirten Volke. Theater und Zuschauer hingen also wie Bild und Abbild, wie Seele und Körper zusammen; sie wirkten an und gegen einander: eins wurde durch das andere gehoben und belebet. In Italien und Frankreich (England kenne ich nicht) ist dieß auf den besten Bühnen auch also: daher der Theatergeschmack in diesen Ländern so lange umherirrte, bis er einen Punkt der Vereinigung mit seinem Publikum fand, und sich entweder durch musikalisches oder durch dramatisches Spiel in eine Mitte des Gebens und Nehmens, des gegenseitigen Genusses und Belehrens setzte. Ich zweifle, ob dieß in Deutschland, wenige Charaktere und Scenen ausgenommen, je der Fall gewesen. Daß man es wenigstens auf die Vereinigung und gegenseitige Ausbildung des Geschmacks der Bühne und des Publikums sehr spät und äußerst selten angeleget hat, ist aus der Geschichte des deutschen Theaters klar. Außer den alten Mysterien, Klosteragenden oder Marionetten kam die Bühne als Hoffeierlichkeit nach Deutschland; das Volk ward hinzugelassen, sich an diesen prächtig gekleideten Hof- und Staatsrevolutionen,

die hinter den Lichtern vorgingen, als Pöbel zu erbauen. An manchen Orten Deutschlands hat die Bühne diese Hoftheatergestalt und Verwaltung beibehalten, und stehet also ganz außer dem Gebiete der Kunst, weil sie zum Hofetiquette gehöret. In andern Provinzen ziehen Banden umher (wie man die Schauspieler mit dem alten deutschen Heldennamen zuweilen noch jetzt nennet); sie gehen, wie es die Deutschen von jeher gern thaten, aus Bande in Bande, und nehmen Dienste, nachdem sie bezahlt und gedungen werden; wäre es nicht unvernünftig und grausam, von ihnen ein Ideal der Kunst, ein korrespondirendes Publikum zu fordern? Einzelne Dichter und Schauspieler haben sich, ich möchte sagen über das Mögliche hinaufgeschwungen; sie konnten aber keine neue Welt um und vor sich schaffen; diese müssen aufführen, was jene geben, wie sie es mit andern aufführen können, und wie am Ende ihr Publikum gebietet. Da ich hier keine Kritik des Theaters schreibe, so bemerke ich nur Eins, daß bei uns, wie mich dünkt, durch's Theater das Publikum gebildet werden müsse, nicht aber durch's Publikum das Theater. Für's Theater haben wir noch kein richtendes Publikum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaumen, und belustiget sich an seinem Beifall, so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume aber haben wir noch auszumessen, ehe nicht an ein gebil-

detes Publikum, sondern nur an die Bildung dieses Publikums nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch gibt es außer einem mit Sinn und Wohlgefallen belebten Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen oder wir sind in schlechter Gesellschaft.

Soll eine Nation keine Einbildungskraft haben, so wolle man diese auch nicht wecken; sie schlummere. Wecket man sie, so bilde man sie auch aus; man lasse nur Stücke, die für sie sind, und diese auf eine Weise aufführen, daß man vom bösen Geschmack des Publikums nicht abhange, sondern diesen Geschmack ausrotte, oder ihn zum Guten lenke. In Athen entstand das Theater zu Aeschylus Zeit aus dem hohen Gefühl der Freiheit und des Sieges über den großen König; dieß Gefühl stimmte die Seele zum Anblick anderer großen Begebenheiten, die tragisch vorgestellt wurden. In Frankreich und England ist das Theater (die Modifikation der Zeit abgerechnet) auf ähnliche Weise entstanden: denn wenn man von großen Begebenheiten seiner Zeit hört oder lieset, so will man diese auch durch Kunst bearbeitet und von ihr vorgestellt sehen. Das Publikum der Welt wird sodann von selbst ein Publikum des Theaters. Gleichergestalt fordert die Komödie, die Charaktere und Sitten vorstellt, eine anschauende Kenntniß der Nation, eine leichte Existenz, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit. Der dürftige Knechtessinn ist eine mephitische Luft, in der jede Flamme erstickt wird.

* * *

Die Philosophie der Griechen hatte eigentlich kein Publikum, wie die Künste; ihrer Natur nach hatte sie dessen auch nicht nöthig.

Die ältesten Weisen der Griechen waren Gesetzgeber; und wohl dem Volk, dessen Gesetzgeber Weise sind. Sokrates erschien in einer bedrängten Zeit: sein Publikum waren Privatgesellschaften oder einzelne Personen; seine Methode war auf die Entwickelung der Grundsätze des Wahren, Guten und Schönen in diesen einzelnen Personen berechnet. Und dieses, dünkt mich, sey der Zweck der wahren Philosophie, Selbstbildung. Der Lehrer kann und will dabei nur eine Hebamme unsrer Gedanken, ein Mithelfer unsrer eignen, arbeitenden Kräfte werden. Sokrates hatte seinen eignen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hier und da, z. B. in Montaigne, Addison, Franklin u. a. wieder erschienen ist, und die eigne Bearbeitung des menschlichen Geistes und Willens zum Zweck hatte. Von der Stimme des Publikums hängt diese nicht ab; vielmehr wird sie oft durch solche behindert, daher Sokrates mit den Sophisten, die das Publikum stimmten und mißstimmten, fast immer im Streit lag.

Die Sokratische Philosophie gedieh zu mehreren Schulen; in diesen gab's exoterische und esoterische Zuhörer — abermals ein Unterschied, den die Natur der Sache billigt. Ein großes, unausgesondertes Publikum, das Metaphysik spricht und über Metaphysik entscheidet, ist ein Ungeheuer; und wenn man von einer Nation sagen könnte, sie habe nie für etwas als für Metaphysik Enthusiasmus

gezeiget, so sagte man dieser Nation nicht viel Gutes nach. Xenophon und Plato behandeln die Philosophie sehr vernünftig; allenthalben locken sie solche als eine Blüthe des menschlichen Geistes und menschlicher Geschäfte hervor. Der Denker Aristoteles schrieb für kein anderes Publikum als für seine Schule; daher die ganze Form seiner Schriften. Epikur und Zeno gingen mit veränderten Grundsätzen auf gleichem Wege; jedem ihrer Schüler blieb es frei, die Metaphysik ihrer Sekte an Stelle und Ort zu lassen, dagegen aber die wahre, die praktische Philosophie für Leben und Publikum desto kräftiger anzuwenden. Dieß ist der wahre Sokratismus.

Wenn eine philosophische Schule als solche auf's Publikum wirken wollte, und auch hier und da mächtig gewirkt hat, war's der Pythagoräismus; wir wissen aber, wie es ihm erging. Und was damals in kleinen zubereiteten Kreisen nicht geschah, wann wird es erfolgen? Ein philosophisches Publikum ist ein höchstes Bild, zu welchem man streben kann, das man ja nirgend ganz und realisirt zu erblicken glaube.

Wo also die Griechen standen, stehen wir in Ansehung des Publikums mehr und minder mit der Philosophie noch jetzt; jeder, der es seyn kann und werden will, muß sich selbst zum Philosophen bilden. Der Lehrer hält ihm die Wahrheit vor, damit er sich solche autonomisch zueigne: denn Weisheit läßt sich so wenig als Tugend und Genie von andern lernen.

Die Schulen der Philosophie indessen, bloß als Handleiterinnen betrachtet, mit welcher erstaunlichen Macht können sie auf's Publikum wirken! Ein Lehrer der Philosophie, wie er seyn soll, hat ein Reich über menschliche Seelen, in welchem er mächtiger als ein König gebietet. Er pflanzt Grundsätze, er gibt Ideen, er stellt Ideale fest, die nachher auf tausend Gedanken und Handlungen seiner Zuhörer, ja aller derer, auf welche sie wirken, erkannten und unerkannten Einfluß haben. Unsägliche Wirkungen z. B. hat die stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus, Pythagoräismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit andern Modifikationen und Formen. So lange es Vernunft und Willen im Menschen gibt, so lange wird es ein verborgenes, stilles Publikum für Philosophie geben; nur erwarte man dieses nie sichtbar auf einem Markt oder in einer Schule.

Fassen wir, was gesagt ist, zusammen (denn vom politischen Publikum der Griechen wollen wir nicht reden), so ergibt sich, daß in Ansehung der Sprache, der Kunst und des Geschmacks gegen die Griechen, wie wir sie jetzt nehmen, wir eigentlich noch gar kein Publikum haben und gehabt haben. Mit Wohlgefallen haben wir uns eine Kultur angedeihen lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde. Unsere Nation kennet sich schwerlich, bald ist es Religions=, bald politische Partei, bald die unüber=

steigliche Grenze eines Standes und Ständchens, was die Stimme, ja sogar nur den Gedanken an ein theilnehmendes Publikum, selbst in Sachen des Geschmacks und der Bildung, geschweige des allgemeinen Interesses, theilet und aufhält. Welche Werke der Wissenschaft, des Fleißes, der Vertheidigung Deutschlands oder irgend eines allgemeinen Nutzens sind zu Stande gekommen, zu denen der Beitritt eines ansehnlichern und reicheren Publikums aus mehreren oder allen Provinzen nöthig war? Die reichern Stände sind dabei jederzeit am untheilnehmendsten geblieben; und jene alten Einrichtungen, die eigentlich doch für Wissenschaften und Kultur der Nation bestimmt sind, Domkapitel und Stifte, waren sammt dem ganzen Theile der Nation, der die französische Kultur liebte, für deutsche Wissenschaften gewöhnlich ganz todt; daher wir denn, troß alles Privatfleißes, troß mancher kühner Unternehmungen voll guten Zutrauens, das dafür büßen mußte, an Dingen dieser Art unsern Nachbarn, Britten und Franzosen, ja selbst Dänen und Schweden weit nachstehn. Die deutsche Literatur, eine rüstige Arbeiterinn und Dienerinn des Wissens, erscheint in einem Bettlermantel von Makulatur; sie richtete selten etwas mehr aus, als wohin Privatfleiß, einzelnes Genie reichet. Die unschätzbaren Sammlungen der Kunst, die in vorigen Jahrhunderten ein vorübergegangner Hofgeschmack zusammengebracht hat, stehen oft unter harten Gesetzen der Klausur als Heiligenbilder da, anschaubar, nicht immer brauchbar, noch weniger weckend, am wenigsten begeisternd. Ueber den Werth

unsrer besten Produktionen haben sich die Stimmen unsres Publikums nach Jahren und Jahrhunderten noch so wenig vereiniget, daß wenn nicht Ausländer den Ton angegeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst über Leibnitz Verdienst Deutschland noch in der größesten Unsicherheit wäre. Indessen geht der Weg der stillen Bildung fort. Was uns nicht genommen werden konnte, ist deutsche Sprache, deutscher Verstand und guter Wille; diese werden, wenn und sobald sie es vermögen, einmal ein deutsches Publikum bilden. Die Vernunft geht auch ihres Weges fort und ist in allen Zeiten und Erdräumen nur Eine. Der Geschmack endlich ist eine Nationalpflanze; wo sie nicht gepflegt wird, oder des Bodens und Klima's wegen nicht anders als in schlechten Treibhäusern aufkommen kann, da gehet sie durch Unfreundlichkeit des Himmels unter. Have!

3. Publikum der Römer.

Von diesem werde ich nur wenig sagen dürfen. Was in ihm Kunst und Geschmack war, stammte von den Griechen her, die meistens auch seine Mithelfer blieben. Als Ueberwinderinn sammelte Rom; sie erfand aber nichts Neues. Auch die Sprache der Römer bildete sich nur durch die Griechen zu einer reinen und ewigen Sprache.

Das Publikum also, das für die klassische Denkart in Rom blühete, war ein erbeutetes, künstliches Publikum; die Einrichtung der Stadt selbst war von einer Art, daß vielleicht keine Reichsstadt sie sich auf dauernde Zeiten wünschen möchte. We=

der das Volk, noch der Senat verdienen, außer der Rücksicht, daß sie Herren der Welt werden wollten und waren, absolute Hochachtung; einen Populus Romanus, der mit römischer Anmaßung für seine Stimme Brod und circensische Spiele begehret, wünschten wir uns auch nicht. Eben so wenig Klienten und Kandidaten nach römischer Weise. Also das Forum und den Senat an seine Orte gestellt, blieb denen Römern, die ein dauerndes Publikum suchten, nichts als was auch wir haben, der Beifall und die Stimme der erlesensten edlen Römer. Diese hörten ihren Vortrag oder kauften ihre Rolle; sie billigten und mißbilligten, wie es ihnen gutdünkte. Daß aber in den bessern Stellen ihrer Gedichte Lucrez und Catull, Horaz und Virgil, Ovid, Tibull, Properz u. a. so klassisch ausgearbeitet, vollendet und schön schrieben, zeigt, daß sie sich feinere Vorbilder, schärfere Leser und ein höheres Publikum dachten, als viele unsrer Dichter und Schriftsteller zu denken gewohnt sind. Ihre eigne Bildung und die Höhe, auf welcher Rom stand, trug dazu bei. Der Geschichtschreiber Roms schrieb die Geschichte der Weltmonarchinn; ihre Dichter sangen in der römischen Sprache; in dieser stellten ihre Rechtsverständigen Urtheile aus, als die Stimme ihrer großen Redner dahin war; — mit dem allem können wir uns nicht gleichen. Wenn aber unsre Sprache eine Schwester der griechischen ist, da die römische nur die angenommene Tochter derselben war, so hätten wir, sobald wir uns zur römischen Denkart erheben könnten, eine weitere Laufbahn vor uns als jene.

Ueberwinder der Welt wollen wir nicht werden; was aber in uns römischen oder (wenn dieser einst größere Name noch einen Werth hat) deutschen Charakter enthält, warum sollten wir das einer Sprache nicht geben können, die einst in viel roherem Zustande auch eine Herrinn der Welt war? Dichter und Geschichtschreiber, Rechtslehrer und Gesetzgeber, warum wurdet ihr zu solcher Zeit nicht auch wie jene für ein fortdauerndes Publikum Herren der Erde?

4. Publikum des Christenthums.

Als der Urheber des Christenthums seine Stimme erhob, verbreitete er mit derselben ein Publikum über die Völker. Er kündigte ein ankommendes Reich an, zu dem alle Nationen gehören, und das nicht in äußerlichen Ceremonien, sondern in Uebungen des Geistes, in Vollkommenheiten des Gemüths, in Reinheit des Herzens, in Beobachtung der strengsten Billigkeit und einer verzeihenden Liebe unter den Menschen blühe. Dahin zielen seine Reden, dazu rüstete er andre aus, und das Gebet, das er seine Schüler lehrte, ist darüber ein bittendes Bekenntniß. „Es soll ein Reich zu uns kommen, in dem alles Ehrwürdige geehrt, jede heilige Pflicht gethan, und der Wille Gottes auf Erden so willig und vollkommen vollbracht werde, wie ihn die seligen Geister ausüben." Seine Stimme, die Stimme seiner Boten in Lehren und Schriften erklang; es entstand eine Gemeine, ein christliches Publikum unter mehrern Nationen, das sich zu dieser Lehre, Pflicht und Hoffnung bekannte.

Haben wir noch dieß Publikum? Allerdings, die kleinste christliche Versammlung ist ein Symbol der Einen allgemeinen Kirche, die unter hundert Völkern der Erde lebet. Diese war und ist hie und da mit Mißbräuchen bedeckt, mit Mißverständnissen umnebelt; der reine klare Sinn der Stiftung dieser Geistesversammlung, ihr auf alle Zeiten und zum Gebäude der gesammten Menschheit wirkender Zweck bleibt aber unverkennbar. Nicht in der Prachtgestalt eines drückenden stolzen Gesetzes, in der aufmunternden, sanften Gestalt einer tröstenden Friedensbotschaft wirkt dieß moralische Institut auch zu den strengsten Pflichten. Wo zwei oder drei versammelt sind, lebt der Stifter dieser Versammlung; im Inhalt seiner Lehre selbst liegt ihr Zweck, die Auferbauung eines moralischen Gebäudes bis zum Ende der Zeiten.

Es ist traurig, wenn dieser Zweck, auf ein seiner Natur nach fortgehendes ewiges Publikum zu wirken, hie und da verkannt wird, indem man entweder Partikularmeinungen, sogar Spekulationen in's Christenthum mischte, die dazu durchaus nicht gehören, oder den todten Buchstaben todtbuchstäblich behandelt. Jedem Denkenden bleibe seine Privatmeinung über dieß und jenes; jeder spekulative Kopf schmücke sein Lehrgebäude mit seiner besten Spekulation aus; nur die Christenheit, als Publikum betrachtet, bleibe damit verschonet. Die Lehre und der Zweck des Stifters sey oder werde ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Partikularmeinungen wie ein trüber Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt

und absetzt. So thaten es schon die ersten Boten des Christenthums mit ihren jüdischen Vorurtheilen, je mehr sie in die Idee eines christlichen Publikums, eines Evangeliums für alle Völker eintraten; und es kann nicht fehlen, daß diese Läuterung des Christenthums durch sanfte oder rauhe Mittel nicht mit den Jahrhunderten fortgehen sollte. Es ist sehr lehrreich, die Folge zu bemerken, mit der sich in der sogenannten Kirchengeschichte die harte Hülse des Christenthums gebildet, hie und da aufgelöset und jedesmal einen reicheren Kern, einen feineren Samen der Fortpflanzung gewährt hat; so wird das Werk, mit oder ohne Namen des Urhebers, fortgehen bis an's Ende der Zeiten. Manche Formen sind zerbrochen, andre werden sich auflösen; nicht durch äußere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim selbst, den die Sonne ruft, dem die ganze Natur ihre Stärke zuhauchet. Glücklich, wenn man in ein Publikum tritt, an welches diese Stimme in *reinem* Klange tönet. Sie umfaßt alle Stände, dringt durch alle Gewölbe, und trifft den wesentlichen Punkt der Menschheit. Ueber augenblickliche, enge Verhältnisse, selbst über die Schranken der Fassungskraft *dieser* einzelnen Versammlung hinweggerückt, ahnet man ein fortgehendes erlesenes Publikum und athmet die Aura einer *reinmoralischen Zukunft*.

5. Publikum der Literatur.

Das Christenthum hatte ein Band unter Völkern geknüpft, wie es durch die Eroberungen Alexanders, der Römer und Hunnen nicht geknüpft wor-

den; seinem Zweck nach ein friedenstiftendes Band, so oft es auch zu Streit und Händeln Gelegenheit gab oder gemißbraucht wurde. In den Händen der Vorsehung ward es zugleich ein Band der Kultur, einer gemeinschaftlichen Kultur der Völker. Wechselseitige Rechte und Pflichten kamen dadurch zwar nicht in bleibenden Gebrauch, doch aber in ein anerkanntes Licht, in eine immer neu angefangene Uebung. Die Völker Europens wurden sich nicht nur bekannter, sondern auch durch gegenseitige Bedürfnisse, bei gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen, einander unentbehrlich; ihre Tendenz war immer mehr und mehr auf Einen Punkt gerichtet. Erfindungen kamen hiezu, die bei diesen gemeinschaftlichen Bedürfnissen ein Volk vom andern borgte, worin eins dem andern vorzueilen suchte; es entstand in ihrer Vervollkommnung ein Wetteifer unter den Nationen. Nun konnten nicht so leicht mehr Gedanken, Versuche, Entdeckungen, Uebungen untergehen, wie in Zeiträumen der einst von einander getrennten Völker; das Samenkorn, das hier und jetzt keine Wurzel fand, trug ein günstiger Zephyr auf einen mildern Boden, wo es vielleicht unter neuem Namen gedeihete. Im Druck der Zeiten und des Klima's schlossen sich Zünfte zusammen, die mit gemeinsamer, oft etwas roher Hand dem Fleiß, der Thätigkeit, allmälig auch der Erfindung und dem Geist der Menschen Schutz und Dauer verschafften, die also, wiewohl sie durch Privatleidenschaften und drückende Verhältnisse das Werk der Vorsehung oft zu hindern schienen, zuletzt dasselbe doch fördern mußten.

Durch alles Reiben der Völker, der Gesellschaften, Zünfte und Glieder unter einander erwuchs immer ein größeres oder feineres Publikum, das in Streit und Friede, in Liebe und Leid aneinander Theil nahm. Auf diesem Wege bekam die rohe Kunst, der vom Bedürfniß erpressete Fleiß der Einwohner Europens nicht nur diesen ganzen Welttheil, sondern durch ihn auch alle Welttheile zum gemeinschaftlichen Boden. Was für den Krieg und Handel, für die Seefahrt und den Luxus erfunden und ausgeübt ward, verbreitete seine guten und schädlichen Wirkungen auf alle Welttheile unsrer bewohnten Menschenerde; alle Völker Europa's greifen hiebei in einander und halten unsern Erdball für das Publikum, worauf sie zu wirken haben.

Von frühen Zeiten her sind Schulen und Universitäten ein Mittel gewes n, für Kenntnisse und Wissenschaften ein Publikum zu verbreiten; ja sie sind es noch. Selbst die Scharfsinnigen in mehreren geistlichen Orden flüchteten sich hinter ihre Schutzmauern, und breiteten von da aus ihre Meinungen weit umher. Was man nicht lehren durfte, darüber disputirte man nach akademischen Gesetzen, und übte die Denkkraft der Menschen. Wiclef und Luther schützte die Universität, und auch Huß hätte sie geschützt, wenn er sich nicht auf das treulose Wort eines Kaisers verlassen hätte. Mehr noch aber als Schutz gab die Universität den Meinungen ihrer Lehrer: auch Gewicht, Stärke, Ausbreitung. Tausende junger Leute aus verschiedenen Ländern, in Jahren, da die Seele alles mit Liebe erfaßt, da Jünglinge den Lehrer nicht ohne Begeisterung ansehen

sehen, hörten ihre Stimme, und trugen ihr Wort, jeder in sein Vaterland, zu seinem Geschäfte. Jahre nach Jahren wechseln diese Zöglinge der Universitäten; als Schaaren von Zugvögeln kommen sie, rauben das Wort des Lehrers und fliegen damit in ihre Lande. Ein großes achtungswürdiges Publikum! das bildsamste, wirkungsreichste, dessen die Menschheit in ihrem jetzigen Zustande fähig ist, und welches noch lange, in immer verbesserter Gestalt, dauern möge. Die Jahre des Jünglings auf der Akademie sind ihm zeitlebens die liebsten Jahre; was er da mit Lust zur Wissenschaft, im ersten Feuer der Begeisterung, noch unbekannt mit Lasten und Hinderungen des Lebens, oder mit jugendlichem Muth diese verachtend, als Beute des Wissens, als Regel der Uebung annahm, das bleibt ihm lang oder immer ein froh erworbener Schatz, eine heilige Regel.

Haben wir noch dieß Publikum der Schulen und Universitäten? Wir haben's noch, und es hat sich (was man auch sagen möge) nicht verschlimmert, sondern verbessert. Seltner treten jetzt die rohen Heere erwachsener Streiter auf dieses Feld des Wissens und Lernens; zartere Jünglinge sind es, in denen das Wort des Lehrers auch zartere, deßhalb aber nicht unkräftigere Wurzeln schlägt. Wenn sie es nicht mit der Klinge behaupten, so hangen sie ihm desto gewissenhafter an; der Lehrer sprach für sie selbst jugendlicher und weckte ihr eignes Nachdenken, ihre mit ihm wirkenden Kräfte. Einst lernte man und behauptete; Er kultivirt und bessert. Statt des ehemaligen Sekten- und Raufgeistes neh-

men mehrere Universitäten eine feinere Tendenz an, Gesellschaften der Wissenschaft, pythagorische Schulen zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Wissen der Diktaten, sondern zur Wissenschaft, zur Uebung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden. Ein schönes Publikum, wenn der Lehrer den Werth seines Geschäfts fühlet. Glaube niemand, daß mit Wiclef, Huß, Luther diese große Wirkung der Universitäten vorüber sey; die Reformation auf ihnen in jeder Wissenschaft, Fakultät und Lehre ist noch nicht stillgestanden; ja sie wird und kann nicht stillstehen, so lange Universitäten da sind. Mehrere Lehrer Einer Fakultät, mehrere Fakultäten, mehrere Universitäten gegen einander sind gemeiniglich in Wettstreit; dieser Wettstreit muß mit den Jahren nicht abnehmen, sondern wachsen. Je mehr die Handwerkshindernisse geschwächt werden (dieß müssen sie nothwendig), je mehr das Werk der Akademien ein Werk des Geistes und einer freien Uebung wird, desto mehr entzündet sich der Wetteifer mit reinerer Flamme. Universitäten sind Wacht- und Leuchtthürme der Wissenschaft; sie spähen aus, was in der Ferne und Fremde vorgeht, fördern es weiter, und leuchten andern selbst vor. Universitäten sind Sammlungs- und Vereinigungsplätze der Wissenschaft; aus ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Befehdung oder Befreundung entspringen dort und dann neue Resultate. Universitäten endlich sollten die letzten Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften seyn, wenn solche nirgend eine Frei-

statt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hie und da seine Stimme wehrlos erhübe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes genießen, der von keinem Einfluß gestört würde. Irre ich nicht, so ist dieß mehrmals geschehen; die Rathschläge der Lehrer haben Verfolgungen aufgehalten, die die Rathschläge der Staatsweisen nicht unterdrücken mochten; und so sehe ich auch für die Zukunft Rathschläge der Lehrer auf Universitäten hervorgehen, denen die Rathschläge blöder Weisen kaum bestehen mögen. Bis also die Universitäten sich selbst unnoth machen, unterstütze man ihren Werth; ihr Publikum wird noch lange durch ein besseres nicht ersetzt werden. Zunächst gilt dieses von den Universitäten Deutschlands; fast sind sie die einzige Gattung deutscher Institute, die jedes Ausland mit Recht ehrt.

Ein noch größeres Publikum hat uns die Buchdruckerei verschaffet; es ist sehr gemischt und fast unübersehlich. Welche Mühe kostete es in ältern Zeiten, Bücher zu haben, mehrere zu vergleichen und über einen Inbegriff von Wissenschaft zu urtheilen! Jetzt überschwemmen sie uns; eine Fluth Bücher und Schriften aus allen für alle Nationen geschrieben. Ihre Blätter rauschen so stark und leise um unser Ohr, daß manches zarte Gehör schon jugendlich übertäubt wurde. In Büchern spricht alles zu allem; niemand weiß zu wem? Oft wissen wir auch nicht wer spreche? denn die Anonymie ist die große Göttinn des Marktes. Von einem solchen Publikum wußte weder Rom noch Grie-

chenland; Guttenberg und seine Gehülfen haben es für die ganze Welt gestiftet.

Was ist darüber zu sagen? Dieß, daß es, ungeachtet aller und der schnödesten Mißbräuche, ein großes Geschenk, ein unwiderrufliches Privilegium für die menschliche Gesellschaft und ein ungeheures Mittel der Vorsehung sey, dessen Wirkungen und Folgen noch nicht vor unserm Auge liegen. Was geschehen ist, können wir nicht zurücknehmen; die Buchdruckerei ist da, nicht nur als Nahrungszweig für Handel und Arbeit, sondern als eine Tuba der Sprache, so weit dieß oder jenes Produkt reichet. Alle Monarchen der Welt, wenn sie mit vereinten Kräften für jede Druckerstube träten, könnten die arme Familie dieses Letternkastens, das Asyl und den Telegraph menschlicher Gedanken, nicht zerstören. Ja, wer wollte es zerstören, da es, nebst einigem Bösen, so unsäglich viel Gutes gestiftet hat, und seiner unschuldigen aber kräftigen Natur nach nothwendig noch stiften wird. Der Redner übertäubt mich; der Schriftsteller spricht leise und sanft; ich kann ihn bedächtig lesen. Der Redner blendet mich mit seiner Gestalt, mit seinem Gefolg und Ansehn; der Schriftsteller spricht unsichtbar, und es ist meine Schuld, wenn ich mich von seinem Wortprunk hintergehen, oder mir von seinem Geschwätz die Zeit rauben lasse; ich soll ihn prüfen, ich darf ihn wegwerfen. Gegenseits ist auch freilich das Irrsal und die Verführung des Redners vorübergehend und in einem Kreise beschlossen; das Gift und Irrsal des Schriftstellers, seine Ehre und Schande dauert. Er selbst kann sie nicht, als etwa durch Besserung, durch

Widerruf zurückrufen; und auch dadurch wird, was geschehen ist, nicht ungeschehen. Wer weiß, ob dieß Blatt des Widerrufs oder der Widerlegung in die vorige Hand kommt, oder ob es dem Irrthum gleich wirket? Das Publikum der Schriftsteller ist also von eigner Art; unsichtbar und allgegenwärtig, oft taub, oft stumm, und nach Jahren, nach Jahrhunderten vielleicht, sehr laut und regsam. Verloren und doch unverloren, ja unverlierbar ist, was man in seinen Schoos schüttet. Man kann nie mit ihm abrechnen; sein Buch ist nie geschlossen, der Proceß vor und mit ihm wird nie beendet; es lernt immer und kommt nie zum letzten Resultat.

Man hat diesem ewig Unmündigen Vormünder setzen wollen, die Censoren; aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe und meistens mit dem widrigsten Erfolg. Der Unmündige kostet am liebsten, was man ihm versagte; er suchet auf, was man ihm hinterhalten wollte; das Verbot eines Vortrages an dieß Publikum ist gerade das Mittel, selbst einem unnützen Wort Ansehen, Gewicht und Aufmerksamkeit zu geben. Und welcher bescheidene Mann wird ein Vormund des gesammten Menschenverstandes, des Publikums aller Zeiten und Länder zu seyn wagen? Laß jeden Weisen und Thoren schreiben nach seiner Weise, wenn er in zweifelhaften Fällen nur sich nennet und niemand persönlich beleidiget.

Es sey mir erlaubt, mich hierüber zu erklären. Der weiseste Censor, wenn er auch die Stimme eines ganzen, ja des aufgeklärtesten Staates vorstellt, kann in dem, was Lehre und Meinung be-

trifft, schwerlich die Stimme des Publikums, der sich ein Schriftsteller freiwillig unterwirft, auf- oder überwiegen wollen. Wenn sein Urtheil auch die Weisheit Salomo's wäre, wenn es die Klugheit aller vergangenen Jahrhunderte enthielte und dem geprüften Verstande einer großen Zukunft voreilte: so fehlt ihm doch Eins, die Legitimation hiezu: denn weder die Vor- noch Nachwelt hat ihn darüber beurkundet. Der Schriftsteller wird also gegen ihn immer die Einrede haben, daß er dem Urtheil der Welt vorgreife, daß er sich unbefugt eine Entscheidung anmaße, die nur dem Publikum im weitesten Sinne des Worts gebühret; er wird von diesem Papst eines kleinen Staates an das allgemeine Koncilium appelliren, das allein und zwar nur in immer fortgehenden Stimmen ein Richter des Wahren und Falschen seyn könne. Wahrscheinlich werden ihm viele Stimmen beitreten; und bei dem größesten Recht wird der Censor, der Form nach, und um der Folgen willen, Unrecht behalten. Ich darf nicht wiederholen, was man, wo es Wahrheit gilt, über Freiheit der Meinungen, die nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden dürfen, so oft und viel gesagt hat.

Wenn man also dem Publikum keine, auch nicht die tollesten Meinungen rauben darf, indem der Staat, wo sie ihm falsch oder gefährlich scheinen, lieber ihre offne Widerlegung veranlassen mag, damit zum Vortheil der Welt die Finsterniß vom Lichte besiegt werde: so darf bei dieser ungebundnen Freiheit, bei der Achtung, die der Staat selbst dem Publikum erweiset, da er ihm nichts vorenthält,

was irgend ein Schriftsteller ihm darbringt, der Staat wohl auch fordern, daß jeder Schriftsteller sich nenne, der dem Publikum etwas darzubringen gutfindet. Und zwar dieß in allen Schriften, über jeden Gegenstand, Recensionen fremder Bücher nicht ausgenommen. Denn wie hätte ich ein Recht, Anonymie zu verlangen, wo ich mich vor's Publikum dränge und zu ihm meine Stimme erhebe? Einen freiwilligen Lehrer der Welt und Nachwelt muß man kennen; er muß sich, wenn ihm Pflicht, Recht und Wahrheit lieb ist, nicht verbergen. Ein Mann, der öffentlich spricht, stehet für sein Wort, sonst nennet man ihn einen Feigen oder Lügner. Mit diesem einzigen leichten, wie mich dünkt, nicht ungerechten Mittel, wie mancher Keckheit, wie mancher Verleumdung würde vorgebeugt, die jetzt bloß hinter der Anonymie Schutz sucht. Wie vorsichtiger, überdachter und gehöriger würde man zum Publikum sprechen, wenn man wüßte, daß man nicht ohne eigne Ehre oder Schande zu ihm sprechen könnte! Und verdient das Publikum, der ehrwürdigste Name, der genannt werden kann, die Gesellschaft aller Guten und Edlen, nicht diese Achtung? Jeder Schriftsteller würde veranlaßt, in der würdigsten Gestalt vor ihm zu erscheinen, seine Stimme vor diesem großen Tribunal bescheiden hören zu lassen, dagegen aber auch, was er weise behauptet, standhaft zu vertheidigen, ein ehrlicher Bekenner zu seyn der von ihm dem Publikum gemeldeten Wahrheit. Jene Winkelträgereien, aufgefangene Gerüchte, erstohlene Personalitäten verlö-

ren sich von selbst; kein Ehrliebender wollte mit solcher Waare öffentlich am Markt stehn, die schändlich ist und für's Publikum nicht gehöret. In Griechenland und Rom schämte sich kein Schriftsteller seiner Werke; auch unter uns darf sich kein Stand einer Schrift, wenn sie gut ist, schämen; dem höchsten wie dem niedrigsten Stande sollte Anonymie nicht erlaubt seyn, und überhaupt dieselbe für das, was sie ist, für Hinterlist, Schimpf, niedriges Gewerbe und Feigheit gelten. Wer zum Publikum spricht, spreche als ein Theil des Publikums, also öffentlich, mit seinem Namen.

Noch ein viel Mehreres wäre über das Verhältniß des Schriftstellers zum Publikum zu reden. Jede Gattung der Skribenten schreibt für ihre Gattung Leser, die sie ihr Publikum, ihre Welt nennen. Aus fröhlichen oder traurigen Erfahrungen, welche Schriften am meisten gelesen werden, kann man also auf den Geschmack, auf das Maß der Bildung des Publikums schließen, dem diese Schriften vor andern oder ausschließend wohlthun. Die mittelmäßigen, die leichten, üppigen, lüsternen finden natürlich die meisten Leser; viele gerühmte Schriftsteller haben nur durch Zeugnisse anderer ihren Ruhm erlangt, und stehn auf guten Glauben, ungelesen, in den Bibliotheken. Das Publikum hallet nur ihre Namen wider. Deßhalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen thun muß, sich unwürdig (wie man sagt) zum Publikum herabstimmen, oder seinem lüsternen falschen Geschmack fröhnen. Der Schriftsteller soll das Publikum, nicht dieß den Schriftsteller bilden.

Delila schnitt Simson das Haar ab und übergab ihn kraftlos den Philistern; sie verspotteten ihn und er mußte vor ihnen spielen.

Nicht die Blätter des Baums; die Keime, Blüthen und Früchte sind sein edelstes Erzeugniß. Nicht das zahlreichste, sondern das verständigste Publikum ist mit seinem Beifall die Ehre des Schriftstellers, sein Zweck und Lohn. Das Urtheil dieser vielleicht wenigen Leser dauert fort und wirkt weiter. Oft findet ein Schriftsteller diese Leser nur nach seinem Tode; Minos und Aeacus sind's, die unparteiisch über ihn richten. Dem Homer schaffte Lykurg und die Pisistratiden ein größeres, ein attisches Publikum; dem Milton Addison, Garrik dem Shakespeare u. s. Nichts ist angenehmer, als einem verdienten Todten Gerechtigkeit zu erweisen, und über seinem Grabe die Stimme eines bessern dankbaren Publikums zu werden. So hat Rousseau nach seinem Tode die Ehre mit Wucher genossen, die Voltaire bei seinen Lebzeiten sich zuzueignen wußte; und so gibt's bei allen Nationen andre Autoren, die berühmt sind, andre, die es zu seyn verdienen.

An Liebe und Achtung gegen seine besten Schriftsteller (wenige ausgenommen) stehet Deutschland seinen kultivirten Nachbarn, Franzosen, Engländern, Italiänern, nicht vor, sondern nach; der größere Theil des Publikums kennet sie nicht und trägt wenigstens sie nicht eben in Herz und Seele.

Haben wir also hierin (ich will nicht sagen das Publikum der Alten, sondern nur) das Publikum der Franzosen, Engländer, Italiäner? Wer diese

Länder kennet und Deutschland kennet, antworte. An den Schriftstellern liegt es schwerlich; sie thaten was sie konnten, manche vielleicht zu viel. An Charakter und an der Verfassung der Nation liegt es; an der Unkultur und Unkultivirbarkeit (wenn mir zu Bezeichnung eines Barbarismus ein barbarisches Wort erlaubt ist), am falschen Geschmack und der genetischen Rohheit mancher Stände und Lebensarten. Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder Art des Wissenswürdigen so zugebildet, als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen, daß ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge. Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publikum, und laß dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten ertheilen zu können glaubt, aus der nie theilnehmenden Kälte, aus der völligen S e e l e n e n t f r e m d u n g, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erwache und zeige, daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der griechischen, die Königinn und Mutter vieler Völker, für ganz Europa hast du sie zu s i c h e r n, a u s z u b i l d e n, z u b e w a h r e n.

Sollten wir aber bloß in Reden und Schriften, in Lehren und Hören ein Publikum haben? keins

für unsre Handlungen? keins für unser ganzes Daseyn? Kein Publikum, das auf uns wirkte, worauf wir durch unser Beispiel, durch unser Vorbild schweigend wirken? Zweifle daran niemand, ja auch daran niemand: daß diese stille Wirkung in einem kleinen Kreise von mächtiger Wirkung sey. Sie ist reell; in ihr ist nichts Schein und Schminke. Der Kreis, in dem du lebest und deine Geschäfte treibest, ist dein Publikum; sey dieß klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise. Hiemit wirkst du unvermerkt oder bemerket auf die Deinen, die nach deinem Muster oder mit Einflüssen von dir fortwirken, auf deine Mitarbeiter, Untergebene oder Vorgesetzte. Leise oder stürmisch verbreiten sich also Wellen und Wogen mit und ohne deinen Namen auf deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort. So haben zu allen Zeiten die würdigsten Männer auf ihr Publikum gewirket; sie sprachen mit der starken Stimme ihres thätigen Beispiels, und dachten nicht daran, daß im größeren Publikum ihr Name genannt würde. Das schärfste und edelste Publikum waren sie sich selbst, der Aufmunterer, Zeuge und Richter ihrer Handlungen, ein Gesetz, das in ihnen lebte. Wohl uns, wenn wir uns dieß Publikum sind; wir haben sodann die laute, oft sehr unsichre und unreine Stimme der größeren Welt nicht nöthig.

II.

Haben wir noch das Vaterland der Alten?

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein ehrwürdig süßer Name. Wem sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend schauet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es und küsset seinen Boden mit Thränen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmal des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Für's Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm; für's Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und Erdenunsterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch seine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte: in den Busen seiner Mutter hatte der das Schwert gestoßen, er war ein Vater-, ein Kinder-, ein Freundes- und Brudermörder. Cariorem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos. Dulce et decorum est, pro patria mori u. f. Haben auch wir dieß Vaterland der Alten?

und welches sind die geliebten Bande, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir geboren sind, kann für sich allein dieß Zauberband schwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härteste aller Lasten, wenn der Mensch als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören müßte, auf welchem er die Welt sah. Harte Gesetze genug hat es über dergleichen Erbeigenthümlichkeit, Eigenhörigkeit u. s. gegeben, und gibt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Kultur, ja selbst der Industrie und der Nutzberechnung gehet dahin, diese gebornen Sklaven eines Mutterleibes oder der Muttererde mit sanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Asche düngen sollen, allmälig zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüste Plätze Zeiten lang inne hatten und in diesen ihre Väter begruben, da gab der Boden des Landes, den diese Völker besaßen oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Väter. „An unsrer Väter Gräbern erwarten wir euch,“ rief man den Feinden zu: „auch ihre Asche wollen wir schützen und unser Land sichern.“ So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entsprossen wären. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht erdegeborne Knechte oder wie wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerst erquickt, ist nicht die Erde, auf die wir sinken, sondern die Luft, die wir athmen, die väterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbrust, die uns säuget, die Sonne, die wir sehen, die Geschwister, mit denen wir spielen, die freundlichen Gemüther, die uns wohlthun. Unser erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sey der Boden, sey das Klima, wie es wolle; die Seele sehnt sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gesellschaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger sich Stände und Menschenklassen darin trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbildungskraft, sich in den Schoos dieses Vaterlandes zurückzusehnen. Da hörten und lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit seinen Bäumen, Blüthen und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir sommerten und winterten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat

nicht die Seufzer und Klagen gelesen, mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Kultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch die Seufzer der Afrikaner in's Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen *kleinen Gesellschaften* lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr *Städte* der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese *kleinen Gesellschaften* an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das *Land der Väter*, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edeln Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten, so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein *moralisches Vaterland* heilig: denn höher schätzten die Griechen nichts als das Verdienst der *bürgerlichen Einrichtung*, dadurch sie Griechen geworden, und über alle Barbaren der Welt erhöhet waren. Die Götter *ihres* Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weisen waren in Einrichtungen, Liedern,

Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentlichen Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Kultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Aether solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherinn, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeugt die römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen wäre thöricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andere Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Kolonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht seyn. Die römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was w i r am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ist's, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dieß Land anwiesen? Ist's, daß sie uns eine Religion gegeben und unsere Verfassung selbst eingerichtet haben? Ueberkam durch

einen

einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttinn wir unwerth, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten, so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebet, oder wird gemißbraucht: „was hilft dir (ruft Horaz seinem Vaterlande zu), stolzer pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemahlten Götter an deinen Wänden?" Ein müßig besessener, von unsern Vorfahren träge ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unserer Vorfahren unwerth. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu seyn, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-, Religions-, Geschlechts-, Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte, mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dieß also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung, die gute Verfassung seyn, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröthen, unsere Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unserer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein anderes menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr (es sey denn, daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig dastehn und die Wellen zählen. Seine

Pflicht ruft ihn (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe), daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einst hoch verehrte Stände allmälig in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig, so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumniß derselben, und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland: denn du warest nicht sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und

wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Kapitoliums wärest.

3. Sollte uns also nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gesetzt daß sie auch gedruckt erschiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts thun als schreiben, sonst hätte er wahrscheinlich etwas Besseres gethan; wollet ihr dem Seufzenden seinen Athem, der in's wüste Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber sind dem Verständigen die Winke und Blicke derer, die weiter sehen. Sie muntern auf, wenn alles schläft: sie seufzen vielleicht, wenn alles tanzet. Aber sie seufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen sie, vermöge einer unzweifelhaften Kunst, höhere Resultate. Wollet ihr sie zum Schweigen bringen, weil ihr bloß nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie schweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf diese stillen Rechner. Ein Vorschritt, den sie glücklich angaben, ist mehr als zehntausend Ceremonien und Lobsprüche werth.

Sollte unser Vaterland dieser Rechenkunst nicht bedürfen? Sey Deutschland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es sich einst nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Kreta, Griechenland, Palästina führen; unsre tapfern und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und sind begraben. Tapfer und ehrlich ließen die Deutschen innerhalb und außerhalb ihrem Vaterlande sich, wie die Geschichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund stritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward

zerrüttet und blieb verwaiset. Sollte also außer der Tapfer- und Ehrlichkeit unserm Vaterlande nicht noch etwas anders noth seyn? Licht, Aufklärung, Gemeinsinn, edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen es von jeher thaten; Deutsche zu seyn auf eignem wohlbeschützten Grund und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unserer Zeit schwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeist seyn, der die Geschichte Roms und der Barbaren, ja mancher stolzen Monarchien wie ein böser Dämon durchstürmte. Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eigenen Kindern über kurz oder lang zur Last werden? Unglücklich wäre das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, in's Schwert laufen, verwüsten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die niemanden Vortheil gebieret. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unserer Zeit und für die noch schärfer richtende Nachwelt kein anderer seyn, als daß diese edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Thätigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthätigen Uebung, kurz die Erziehung verschaffe, die ihr selbst Schutz und Nutz, Würde und Ruhm ist. Alle Völker Europa's (andere Welttheile nicht ausgeschlossen) sind jetzt im Wettstreit, nicht der körperlichen, sondern der Geistes- und Kunstkräfte mit einander. Wenn eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorschritte thun, zu denen sonst Jahrhunderte gehörten, so

können, so dürfen andere Nationen sich nicht Jahrhunderte zurücksetzen wollen, ohne sich selbst dadurch empfindlich zu schaden. Sie müssen mit jenen fort; in unsern Zeiten läßt sich's nicht mehr Barbar seyn, man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhandelt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländische Kultur gehört hiezu, und in dieser auch Kultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten sie sich vorzüglicher als alle Nationen der Erde? durch ihre kultivirte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt: eine Sprache des Gesetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen? nebst andern Ursachen vorzüglich auch durch ihre im höchsten Sinne des Worts gebildete Nationalsprache. Jeder, der sich an ihren Schriften ergetzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponirten. Und die Sprache der Deutschen, die unsere Vorfahren eine Stamm-, Kern- und Heldensprache nannten, sollte wie eine Ueberwundene den Siegeswagen anderer ziehn, und sich dabei noch in ihrem beschwerlichen Reichs- und Hofstyl brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und sey,

was du seyn kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Väter des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich darbrachte. Soll jede Kunst und Thätigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlorne Sohn außerhalb Landes vermiethen, und die Frucht seines Fleißes oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen —

Doch lasset uns nicht prophezeyen, sondern hinter allem nur bemerken, daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine moralische Tendenz habe. Von Vätern stammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater die Erinnerung an unsre Jugendzeiten und Jugendspiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdienten vor uns, an alle Würdigen nach uns, denen wir Väter werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte ein Vaterland nothwendig gegen ein anderes, ja gegen jedes andere Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpfet? Hat die Erde nicht für uns alle Raum? Liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Kabinette mögen einander betrügen; politische

Maschinen mögen gegen einander gerückt werden, bis eine die andere zersprengt. Nicht so rücken Vaterländer gegen einander; sie liegen ruhig neben einander, und stehen sich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Seite

Briefe zu Beförderung der Humanität.

Br. 1. Ein Bund der Humanität zwischen Freunden 5
— 2. Ueber Benj. Franklin's Lebensbeschreibung von ihm selbst 7
— 3. Franklin's Fragen zu Errichtung einer Gesellschaft der Humanität, mit Anwendungen 11
— 4. Ueber Schlichtegroll's Nekrolog . . . 19
— 5. Deßgleichen 23
— 6. Ueber die Verbindung der deutschen Völker und Provinzen zum Anbau der Humanität 28
— 7. König Friedrichs nachgelassene Werke . 32
— 8. Einige Gedanken und Maximen desselben . 39
— 9. Fortsetzung 47
— 10. Gespräch nach dem Tode des Kaisers Joseph des Zweiten 54
— 11. Von Theilnehmung der Poesie an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften . 74
— 12. Fortsetzung 77
— 13. Fortsetzung. Stollberg's Ode an den Kronprinzen von Dänemark 80
— 14. Was ist der Geist der Zeit? 84
— 15. Beantwortung der Frage 85
— 16. Beantwortung einer andern 88
— 17. Fortsetzung. Luther's Gedanken von der Regimentsveränderung 91

Seite

Nr. 18. Luther, ein Lehrer der deutschen Nation. Seine Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen 96
— 19. Vom Eckstein der menschlichen Gesellschaft. Lob der Deutschen von Luther . . 101
— 20. Klopstock's Ode über den nordamerikanischen Seekrieg 104
— 21. Zweifel über den Geist der Zeiten. Fortsetzung einiger Gedanken Friedrichs II. 106
— 22. Beantwortung dieser Zweifel . . . 118
— 23. Ueber eine unsichtbar sichtbare Gesellschaft. Zwei Gespräche 122
— 24. Ueber das Wort und den Begriff der Humanität 135
— 25. Fortsetzung 138
— 26. Fortsetzung. Einige Aussprüche des humansten Kaisers 144
— 27. Realis de Vienna, vom Werth der Nationen und vom verkannten Werthe der Deutschen 149
— 28. Grundsätze seiner Prüfung des europäischen Verstandes und seiner Velledenblätter 154
— 29. Eine Meinung über die vorige Meinung 161
— 30. Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen und Völker, eine Vorlesung . . . 165
— 31. Andenken an den Präsidenten de Thou. Dessen Ode an die Wahrheit . . . 175
— 32. Die dreierlei Fäden. Eine Fabel . . 179
— 33. Leben des Herzogs Bourgogne, Vater Ludwigs XV. Andenken an Fenelon. Die Vergänglichkeit, eine Ode 182
— 34. Philosophie des Lebens. Nachschrift des Herausgebers, ein Denkmal . . . 188
— 35. Thomas Gordon über den Tacitus . 195
— 36. Forstner's Anmerkungen zu Tacitus.

Seite

Von Moser's und anderer Schriften. Deutsche Geschichte 201

Nr. 37. Ueber Müller's Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Leibnitz Weissagung 206

— 38. Petrarca's und Rousseau's Konfessionen 211

— 39. Uriel Akosta. Von Religionsverfolgungen und Beschimpfungen der Religion wegen. Verdienst der Männer, die dagegen gewirket. Von Verbreitung der Humanität durch Briefe 237

— 40. Exemplare der Menschheit 242

— 41. St. Pierre und Comenius. Verdienste des letztern. Sein Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge . . 252

Beilage. Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? Eine Abhandlung. 263

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite

Nr. 18. Luther, ein Lehrer der deutschen Nation. Seine Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen 96
— 19. Vom Eckstein der menschlichen Gesellschaft. Lob der Deutschen von Luther . . . 101
— 20. Klopstock's Ode über den nordamerikanischen Seekrieg 104
— 21. Zweifel über den Geist der Zeiten. Fortsetzung einiger Gedanken Friedrichs II. 106
— 22. Beantwortung dieser Zweifel . . . 118
— 23. Ueber eine unsichtbar sichtbare Gesellschaft. Zwei Gespräche 122
— 24. Ueber das Wort und den Begriff der Humanität 135
— 25. Fortsetzung 138
— 26. Fortsetzung. Einige Aussprüche des humansten Kaisers 144
— 27. Realis de Vienna, vom Werth der Nationen und vom verkannten Werthe der Deutschen 149
— 28. Grundsätze seiner Prüfung des europäischen Verstandes und seiner Belledenblätter 154
— 29. Eine Meinung über die vorige Meinung 161
— 30. Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen und Völker, eine Vorlesung . . . 165
— 31. Andenken an den Präsidenten de Thou. Dessen Ode an die Wahrheit . . . 175
— 32. Die dreierlei Fäden. Eine Fabel . . 179
— 33. Leben des Herzogs Bourgogne, Vater Ludwigs XV. Andenken an Fenelon. Die Vergänglichkeit, eine Ode 182
— 34. Philosophie des Lebens. Nachschrift des Herausgebers, ein Denkmal . . . 188
— 35. Thomas Gordon über den Tacitus . 195
— 36. Forstner's Anmerkungen zu Tacitus.

Seite

Von Moser's und anderer Schriften. Deutsche Geschichte 201

Br. 37. Ueber Müller's Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Leibnitz Weissagung 206

— 38. Petrarca's und Rousseau's Konfessionen 211

— 39. Uriel Akosta. Von Religionsverfolgungen und Beschimpfungen der Religion wegen. Verdienst der Männer, die dagegen gewirket. Von Verbreitung der Humanität durch Briefe 237

— 40. Exemplare der Menschheit 242

— 41. St. Pierre und Comenius. Verdienste des letztern. Sein Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge . . 252

Beilage. Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? Eine Abhandlung. 263

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Johann Gottfried von Herder's Briefe zu Beförderung der Humanität

Stuttgart [u.a.] 1829

Opp. 494 ad-3,13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604187-2